Der Publizist

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **98 (1945)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

religionslosen Staat blieb ihm, dem Geistlichen, nur die Feder und das schlagfertige Wort. Das Schlagfertigste ist uns vielleicht verloren gegangen; denn in jenen Jahren, da die konservativen Blätter ganze unterdrückten Seiten mit dem mehrfachen Ausruf „Es lebe die Pressefreiheit" füllen konnten,[19] fand nicht jeder Artikel einen bereitwilligen Drucker. Bei den vielen Hausdurchsuchungen war es auch nicht ratsam, seine Manuskripte in den Schubladen liegen zu lassen. Anderseits ist uns vieles von Herzog aufbewahrt, was hätte ungedruckt bleiben können. Er schrieb über das, was ihm auf den Fingern brannte: über die Angelegenheiten seiner Kirche und seines Bauernvolkes.

III. Der Publizist

Ballwil und Ebersol.

Schon bevor die kleine Pfarrei Ballwil durch ihre neuartige Kirche von sich reden machte, hatte der junge Pfarrer Herzog durch seine publizistische Tätigkeit die Aufmerksamkeit von Klerus und Volk auf sich gezogen. Zwar war das Dorf gewohnt, sich im Glanze seines Pfarrhauses zu sonnen. Noch in den Zwanzigerjahren hatte Ballwil, „politisch betrachtet, nicht einmal so geheißen, sondern damals war Mettenwyl der Vorort, und die Gemeinde hieß bloß: der Hof Mettenwyl!" Unter Herzogs Vorgänger aber „nahm wenigstens das geistliche Ballwyl... schnell ein anderes Gesicht an."[1]

Pfarrer Josef Rudolf Ackermann „war nicht so fast bedeutend durch die Pfarrei, die er besorgte, als durch seine Stellung unter dem Klerus... Er stund an der Spitze der strengkirchlichen Partei, bald angreifend, bald

[19] Boesch, Walter, Zur Geschichte der politischen Presse im Kanton Luzern von 1848—1914. Diss. Zürich 1931. 106 f.

[1] Ehrentempel II 39.

verteidigend, schriftlich wie mündlich; sein Haus wurde täglich besucht und große Herren von nah und fern gingen da aus und ein und trugen den erst noch obskuren Namen Ballwil nach den fernsten Zonen."[2] Herzog war nun allerdings in allem das Gegenstück seines Vorgängers. Während er auf sein Äußeres wenig Pflege verwandte, hatte Pfarrer Ackermann schon in seinem Auftreten „etwas Prälatenhaftes" zur Schau getragen, das wohl von der früheren Stellung als Schreiber in der Kanzlei des Generalvikars Göldlin herrühren mochte. Die musterhafte Ordnung des Ballwiler Pfarrarchivs, die sorglichen Kopien der Jahrzeitbücher, die neuangeschafften Bruderschaftsrödel und ein dreifaches „Proprium Ballwylense" erregten bei seinem Nachfolger große Bewunderung aber auch einen leichten bürokratischen Schauder. In Beromünster war Ackermann als Kanzleiangestellter und späterer Scholastikus der Stiftsschule mit Niklaus Wolf von Rippertschwand in Berührung gekommen. Der Bauer erschien von Zeit zu Zeit in der Bibliothek oder im Archiv, um in Handschriften und Büchern vergangenen Jahrhunderten nachzuspüren.[3] Als Ackermann im Jahre 1821 den Magisterstuhl mit der kleinen und unbekannten Landpfarrei vertauschte, kam der Rippertschwander oft für mehrere Tage nach Ballwil, von wo aus er in einer guten halben Stunde seinen Jünger Joseph Leu in Unterebersol erreichen konnte. Man wundert sich, daß gerade Ackermann, ein Gelehrter von würdevollem, gravitätischem Aeußern, der einen vollendeten Kanzleistil schrieb, der Prozesse liebte, der die Stufenleiter der kirchlichen Aemter emporstieg, bis ihm als Dekan das kleine Ballwil zu eng wurde und er sich von der Aebtissin des Klosters Rathausen in die Pfarrei Emmen berufen ließ, — daß gerade dieser Mann zum geistlichen Führer der volk-

[2] Ebda.

[3] Erni, Joh., Der fromme Niklaus Wolf von Rippertschwand. Sempach 1931. 10.

haften Bewegung Vater Wolfs geworden war. Das Außergewöhnliche, das Zeitfeindliche an diesem Bauern mag den streitbaren Pfarrer angezogen haben.

Während nämlich ein großer Teil der Geistlichkeit im nüchternen Rationalismus befangen war, wehte da plötzlich „ein anderer Wind, der warme Föhn, über die Berge und arbeitete dem kalten Bies entgegen; aber je nach Individualität, Richtung, Schule und Umgebung huldigten noch gar sehr viele dem bloßen Verstandeszeug und wollten sich nicht gerne unter das süße Joch des Glaubens beugen. Indem diese fortan noch den Voltaire für ihren Mann hielten und kaum an eine Offenbarung, an das Evangelium glaubten, waren die andern bereits an dem andern Ende ihrer Religion angekommen, und, statt bloß an Wunder zu glauben, — machten sie selber Wunder, beteten im Namen Jesu, trieben Teufel aus und machten Kranke gesund durch die Segnungen, die seit uralten Zeiten durch und in der Kirche geheiligt, aber — in letzter Zeit auf das Minimum beschränkt — nicht mehr angewandt, ja nicht einmal mehr überall bekannt waren. Der Beter Niklaus Wolf, ein einfacher Bauer, mußte die Herren wieder an das Benediktionale erinnern."[4]

Vereint mit Joseph Leu von Ebersol sammelte Ackermann sofort nach Wolfs Tod (1832) dessen Jünger um sich zur Erfüllung der gewohnten Bettage und Betstunden und erbat sich das bischöfliche Einverständnis zur Gründung einer „Bruderschaft für Bewahrung und Belebung des Glaubens". So war der Fußpfad zwischen Ballwil und Ebersol ein viel und seltsam begangener, bevor Herzog nach Ballwil kam.

Damals nun waren im benachbarten Ebersol die „Nikodemus-Nächte" lauten politischen Gesprächen gewichen.

Das Haus glich „einem Hauptquartier im Kriege; Soldaten und Generäle, Spionen und Staffeten zogen aus und ein; bald glich es einem Palast irgend eines Königs oder Kaisers, Beamtete von allen Seiten, Stiege auf, Stiege ab, kamen und gingen, die wichtigsten Sachen wurden in der hintern Stube beraten und ausgefertigt..."[5]

Herzog hatte Zutritt als alter Familienfreund. Er behauptet zwar in einer ausländischen Zeitungskorre-

---

[4] Ehrentempel II 43.

[5] Luzernerbieter III 50.

spondenz, daß er mit keinem schweizerischen Magistraten in Berührung stehe und daß ihn kein solcher auch „nur mit einem ‚Stöckle' anrühren würde."[6] Deutsche Reisende trafen ihn aber im Luzerner Gasthaus „Zum Schneider" in Gesellschaft von Regierungsmitgliedern an der Seite von Theodor Scherer, dem Redaktor der „Staatszeitung der katholischen Schweiz".[7] Im Jahre 1844 bestimmte ihn die Regierung zum Festprediger an der Sempacher Schlachtjahrzeit, was bis heute eine Ehrung bedeutet.[8] Herzogs häufiger Verkehr in Ebersol darf nicht als Zutunlichkeit gewertet werden, wie sie Philipp Anton von Segesser, damals junger Ratsschreiber in der Staatskanzlei, so vielen Parteigenossen Leus zum Vorwurf macht.[9] Er ging auch nicht, wie sein Vorgänger, in Bruderschaftsangelegenheiten dorthin, sondern als Freund des Hauses. Wäre Leus politische Ueberzeugung nicht die seine gewesen, er hätte sich trotz engster Nachbarschaft fern zu halten gewußt. Durch den Aufenthalt in Tübingen jedoch, wo seine kirchenrechtlichen Begriffe geläutert und mit der lebendigen Zeit in Beziehung gebracht worden waren, durch die vierjährige Wirksamkeit am Sempachersee, wo er Klagen und Wünsche des Bauernvolkes erhorchte, und durch die eigene Erfahrung in seinem politisch beunruhigten Heimatorte hatte sich in ihm immer mehr der Haß gegen das „Advokatenregiment" der Stadt ausgebildet. Er sah, wie „man das Volk nur auf dem Papier souverän erklärte, in der Wirklichkeit aber die eigentliche sou-

---

[6] Neue Sion. 1847 Nr. 6.

[7] Hällmayer, Franz, Ein Ausflug in die Schweiz. Elf Briefe aus der Pfalz, hrsg. von F. H. Domvikar in Speyer. Speyer 1845. 14 f. und 36. Die Schrift ist ein Beleg für die Vertrautheit Herzogs im Hause Leus. (Vgl. 15 f.).

[8] Predigt, gehalten am Gedächtnistage der Schlacht bei Sempach den 8. Heumonat 1844, von X. Herzog, Pfarrer in Ballwyl. Luzern, bei Gebrüder Räber 1844.

[9] Segesser, Philipp Anton, Fünfundvierzig Jahre im Luzernischen Staatsdienst. Bern 1887. 9.

veräne Gewalt dem Großen Rat in die Hände spielte." Er sah, wie man durch ein entsprechendes Wahlverfahren sich die Herrschaft zu sichern wußte, sodaß das Volk nur achtzig Repräsentanten wählte, während „die zwanzig übrigen durch eine generatio aequivoca, wie die Maden aus faulem Fleisch, aus dieser Achtzig eigenen Mitte erzeugt wurden." [10] Leu nun hatte dieser Machenschaft ein Ende gesetzt. Das Volk sah in ihm einen wahrhaft von Gott gesandten Führer. Es raunte von Prophezeiungen des verstorbenen Vater Wolfs und fühlte sich unter Leus Fahne schon deshalb stark und siegesgewiß. Auch Herzog spricht von dieser göttlichen Legitimation der katholisch-demokratischen Bewegung und von der mystischen Sendung Leus: „Gott hatte ihn zum Moses bestimmt, daß er sein Volk befreie aus den Händen der Radikalen."[11] Nicht aber das Ausnahmewesen zwang ihn zur Bewunderung, vielmehr das stolze Bewußtsein, daß ein Mann aus dem Bauernvolke, aus seinem Volke, aus diesem „rein gebliebenen Volkstamm", zu so Großem berufen wurde. [12]

Keine der dickbändigen und überschwänglichen Leuenbiographien konnte deshalb solche Begeisterung wecken wie Herzogs Aufsatz: „Einige Bilder aus dem Leben des Joseph Leu sel. von Untereberson", den er sofort nach der Ermordung Leus niederschrieb.[13] Was er hier in kurzen kräftigen Zügen schildert, ist das Leben eines jeden Luzerner Bauern, seiner Eltern und Voreltern:

---

[10] Bilder 12 f.

[11] Ebda. 8.

[12] Ebda. 9. Auch der Patrizier Ph. A. v. Segesser sagt: „Der Bauernstand war das einzige noch lebenskräftige Element der luzernischen Bevölkerung . . ." (Erinnerungen. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. 6 [1890] 198).

[13] Der Aufsatz erschien ohne Namenszeichnung in der „Schweizer. Kirchenzeitung" (1845 Nr. 31/33), im „Unterhaltungsblatt zur Staatszeitung der kathol. Schweiz" (1845 Nr. 20/23) und als S.-A. bei Räber in Luzern mit Angabe des Verfassers.

Sie „schnitten das kurze Korn, lebten von Milch und dürrem Obst, ohne Gebranntes, ohne Most und Kaffee. Der Auslagen waren keine, weil keine Bedürfnisse, dabei überall die größte Sparsamkeit, weil die Erzeugnisse des Bodens hundert mühsame Veränderungen durchmachen mußten, bis bares Geld daraus geprägt war. Es häuften sich wohl in einer einfachen Haushaltung bei beschränkter Lebensart und steter Arbeitsamkeit mit der Zeit die Mittel; aber weil man erst Jahr um Jahr um einiges an Reichtum gewann, so wußte man kaum, daß man mehr als sonst besitze, hatte deshalb weder Hochmut, noch durfte sich Eitelkeit oder Luxus zeigen. Wer das Leben in einem solchen Dörflein kennt, in seiner regelmäßigen Einförmigkeit, zumal in jener Zeit, wo der Nachfolger nur die Kleider seines Vorgänger trug, eine Kosake (rote Weste) eine ganze Generation aushielt, und ein runder Hut zur Bedachung in Sturm und Wetter genügte, wo in Feld und Haus auch nicht das mindeste an alter Uebung geändert werden durfte, der wird wohl wissen, daß da die Jugendjahre, obschon in ihnen der Mensch geistig und körperlich am meisten sich ändert, wenig Abwechslung darbieten; der eine wächst auf wie der andere, und alle wachsen den Alten zu." [14]

Wer auf dem Lande diese „Bilder" las und dann auf seinen eigenen geerbten Rock hinunter sah, der glaubte sich selbst in Vater Leu geschildert und wachte über dessen Erbe eifersüchtiger und überzeugter, als Parteiparolen bewirkt hätten. „Der gescheite Bauer in Ebersol", so hieß er, von allen bewundert, in Herzogs Schrift,[15] und, ihr nachahmend schrieb Kasimir Pfyffer verächtlich: „Er war — wir glauben uns nicht bezeichnender ausdrücken zu können — ein gescheiter Bauer . . ." [16]

Kasimir Pfyffer hatte allen Grund, über den „Panegyriker" und „Lobredner" Leus zu spotten; denn er war in den Tagen, als er der Mitschuld am Leuenmord bezichtigt wurde, von ihm unsanft angegriffen worden.

„Es gibt Juristen", schrieb Herzog in den „Bildern", „die gewisse kleine Unregelmäßigkeiten auch von weitem nicht zu ertragen imstande sind, ihr juridisches Gewissen empört sich dagegen; betrifft es aber göttliche und menschliche Gerechtigkeit, so schreiten sie

---

[14] Bilder 3 f.

[15] Ebda. 16.

[16] Pfyffer, Kasimir, Geschichte des Kantons Luzern. Zürich 1852. II 477. Vgl. auch 449 und 475 f.

mit langen Beinen, wie magere Spinnen, kühn darüber hinweg. Von der Art war jener, der die drei austretenden Ratsherren in Anklagezustand versetzte und zugleich als Präsident des Tribunals über sie richtete." [17]

Es war der erste Ausfall gegen einen Staatsmann, den Herzog ungescheut das ganze Leben hindurch verhöhnte, sei es, daß er ihm als „dem Erfinder der abstrakten Freiheit" ein Denkmal setzte, [18] oder daß er sein Erstaunen äußerte, über eine unrühmliche Klosterangelegenheit vergangener Jahrhunderte keinen Aufschluß zu finden in der Kantonsgeschichte Pfyffers, dem doch gewiß kein geistlicher Skandal verborgen geblieben sei. [19] Kasimir Pfyffer dagegen hat nie öffentlich Notiz genommen von diesen Anwürfen.

Trotz der eindeutigen Stellung des Ballwiler Pfarrers zum Leben und Wirken des Ebersoler Bauern wurde auch die Familie Herzog in außerkantonalen Blättern als Zeuge für den angeblichen Selbstmord Leus ins Feld geführt. Herzogs Schwester Barbara schrieb über seinen Tod in die Familienchronik:

„1845 den 20. Heumonat wurde Herr Ratsherr Leu, der Vater des Vaterlandes, von einem gedungenen Mörder um zwölf Uhr erschossen; er starb ohne Todeskampf und wurde wie Henoch aus dem Leben genommen, ohne daß er den Tod kostete. Ich sah ihn im Blut liegen, um halb fünf Uhr, und brachte die erste Nachricht auf Münster."

Ihr frühes Erscheinen in Ebersol nutzte ein gewissenloser Korrespondent der „St. Galler Zeitung" und legte ihr den Ausspruch in den Mund: Leu sei nicht erschossen worden. Herzog verlangte Widerruf und ließ unter seinem

---

[17] Bilder 14. Das gleiche Urteil fällt auch Segesser: „Casimir Pfyffer war ein Formalist im strengsten Sinn des Wortes; eine gesetzlich unerlaubte Handlung war für ihn unmöglich, nicht weil sie an und für sich schlecht oder unmoralisch, sondern weil sie mit irgend einem Paragraphen in Widerspruch war." (Fünfundvierzig Jahre. 37.)

[18] Luzernerbieter XII 72.

[19] Ebda. XII 6. Vgl. auch XV 78.

Namen im „Freien Wort" eine Verwahrung einrücken.[20] Als in einer spätern Nummer der „St. Galler Zeitung" eine neue Verunglimpfung erfolgte,[21] nahm sich der mit Herzog befreundete Großrat Johann Jakob Müller in Wil energisch der Sache an und veröffentlichte einen Brief Barbara Herzogs im „Freien Wort".[22] Darauf verstummten die Angriffe.

Durch sein Bekenntnis zu Ebersol hatte Herzog in der Oeffentlichkeit ein für allemal Stellung bezogen. Leus politische Parole wurde seine Lebensparole. Noch am Vorabend des Kulturkampfes sollte er keine andere kennen.

Der Sonderbundspfarrer.

Nichts konnte Herzog gelegener kommen als eine Zeitungspolemik. Es wurde ihm immer mehr Bedürfnis, für seine Ueberzeugung öffentlich einzustehen. Angriffe empfand er deshalb nicht als lästige Mückenstiche; wie an einem Funken entzündete sich daran sein eigener Witz und Spott. Und da er Lust und Freude zum Schreiben in sich fühlte, begegnete er dem Gegner mit der zeitgemäßen Waffe der Presse. Er war ein gelehriger Schüler des Liberalismus und dachte moderner als mancher Parteiführer. Joseph Leu, z. B. las selten die Zeitung,[23] obwohl der unter seiner Obhut stehende Katholische Verein die Gründung und Verbreitung guter Zeitungen nachdrücklich forderte. Sein Lehrer Niklaus Wolf mag ihn auch hierin angewiesen haben; denn dieser bekannte von einer Lebensperiode, da er fleißig über den Büchern saß: „Ich hatte viele Mühe, dabei bei Sinnen zu bleiben, auf daß

---

[20] Das freie Wort für Frieden, Licht und Recht. St. Gallen 1845 Nr. 139 (19. November).

[21] St. Galler Zeitung. 1845 Nr. 96 (26. November).

[22] Das freie Wort. 1845 Nr. 144 (1. Dezember).

[23] Siegwart-Müller, Constantin, Ratsherr Joseph Leu von Ebersol. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Altdorf 1863. 3 f.

mir nicht das Herz gefressen würde." [24] Leu bevorzugte in allem das lebendige Wort, die unmittelbare Wirkung von Mensch zu Mensch, wie er sie in den Zusammenkünften des Ruswiler Vereins ausüben konnte. Auch Herzog hat eindringlich auf die Geistlichen eingesprochen, daß man in einer „Zeit, wo alles predige, auf den Schießstätten, in Vereinen, im Ratsaale, durch Zeitungen und Schriften in allen Häusern, daß man da nicht von den Predigern des Unglaubens überholt werden wolle." [25] Aufforderungen zu guter Predigt sind unvergleichlich häufiger in seinen Schriften als Anleitungen zum betrachtenden Gebet. [26] Er verlangte, der Priester soll in einer Zeit der religiösen Gleichgültigkeit und der Auseinandersetzung mit dem protestantischen Volksteil die dogmatischen Grundsätze des Katholizsmus dem Volke einhämmern und nicht bloß farblose Moral vortragen, wie sie die josephinische Geistlichkeit vergangener Jahrzehnte aus ihrer Humanitätsreligion entwickelte.

Aber auch von der öffentlichen Presse dürfe sich der Geistliche nicht fernhalten.

Als ein mutiger Kämpfer habe er „in dieser großen Geisterschlacht aufzutreten, selbst auf die Gefahr hin, einen blutigen Kopf heimzubringen. Die es können und die es gelernt haben, an denen ist es zu schreiben", verlangt Herzog, weil nun doch geschrieben werden müsse, und er halte dafür, „daß es nicht recht sei, sein Talent zu vergraben, und daß es nicht genug sei, nur seine Predigten zu schreiben." Den Einwänden der Laienwelt hielt er entgegen, in der Presse sei der Geistliche ein Zeitungsschreiber genau wie der Weltliche: „man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, und niemand frägt dem Vogel nach, wenn man seine Feder liest." [27] Wenn Geistliche aber ihre Stimme dagegen erhoben mit der Begründung, „ein guter Schriftsteller sei ein schlechter Pfarrer", so konnte sich Herzog eines leichten Unwillens nicht erwehren. Selbstverständlich, „dem Berufe, dem soll er dienen", erwiderte er, „für diesen ist er

---

[24] Ackermann, Joseph. Die Macht des christlichen Glaubens. 11.

[25] Idealist 8.

[26] Außer der gedruckten Predigt zur Sempacher Schlachtjahrzeit von 1844 sind keine Predigten Herzogs erhalten.

[27] Ehrentempel I 79 f.

verantwortlich, und hiefür ist er angestellt und auch bezahlt. Aber wenn einer neben den Berufspflichten noch Zeit hat für Literatur, für Belehrung in weiterm Felde, wer will da etwas dagegen einwenden... Oder soll man etwa die Literatur, die ungeheure Gewalt, womit die Presse auf die öffentliche Meinung drückt und sie bestimmt, wie sie will, soll das alles den Händen der Weltlichen, vielfältig unserer Feinde, überlassen werden, oder sollen bloß Professoren Bücher machen dürfen?" [28]

Zu diesem Mitspracherecht in öffentlichen Dingen glaubt sich Herzog als Geistlicher schon deshalb verpflichtet, da jede Frage ihre religiöse Seite habe und also auch von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet werden müsse. Seine eigene Zeit sieht er fast ausschließlich im Zeichen der Auseinandersetzung religiöser und weltlicher Kräfte und bezeichnet das 19. Jahrhundert, im Gegensatz zum abgelaufenen „Jahrhundert der Philosophie", als das „theologische". [29] Ein ausgesprochenes Beispiel dafür sei gerade Joseph Leu, dessen Wirksamkeit mehr der Kirchengeschichte als der politischen angehöre. [30]

Eine religiöse Frage war es auch tatsächlich, an der sich der schon lange drohende Konflikt der Parteien schließlich entzündete: die Berufung der Jesuiten nach Luzern. Genauer gesagt: gerade der Umstand, daß man die Luzerner Jesuitenfrage nur vom religiösen Standpunkt aus beurteilte und ihre politische Tragweite übersah oder übersehen wollte, wurde zum Verhängnis.

Heute geht man wohl allgemein mit Segesser einig, daß das Erscheinen der Jesuiten in Luzern wirklich einen politischen Charakter trug, „den sie in Schwyz und Freiburg nicht hatten, dessen sie sich aber nicht erwehren konnten, sobald sie nach Luzern kamen, wo sie ein Gegenstand des Kampfes nicht nur zwischen Konservativen und Liberalen waren, sondern selbst zwischen Konservativen und Konservativen." [31]

Herzog nahm in seiner eigenen originellen Weise Stellung zu dieser Frage. In einen Streit um den wissen-

---

[28] Ebda. II 45 f.

[29] Bilder 3.

[30] Luzernerbieter II 2.

[31] Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 17 f.

schaftlichen Stand der Jesuiten hätte er sich nicht einlassen mögen; philosophischer Beweisführung wäre er nicht gewachsen gewesen. Er versuchte es mit einer volkstümlichen Schrift, — ob sich auch darob „die Mundwinkel der ‚Gelehrten' bedeutend in die Breite ziehen".[32] In Erinnerung an seine Tübinger Jahre, wo sich am Abend Studenten der katholischen und protestantischen Fakultät fröhlich vermischten, setzte er sich hin und schrieb „Achtzehn neue, lustige Briefe, gewechselt zwischen einem katholischen und reformierten Geistlichen". Welchen Studienfreund er dabei im Auge hatte, tut nichts zur Sache. Der Gesprächspartner ist ein Berner Pfarrer, und dies läßt eher vermuten, daß der Ballwiler in Lützelflüh ein verwandtes Herz schlagen fühlte. An Jeremias Gotthelf hat er denn auch die „Briefe" zusammen mit dem „Leu" sofort nach ihrem Erscheinen überschickt.[33] Es ist zwar Herzog nicht gelungen, den reformierten Freund mit gleicher Beredsamkeit auszustatten; er ist eine fadenscheinige Figur, „die nicht so fast aus Ueberzeugung, sondern mehr aus Zufall" sich dem Theologiestudium gewidmet hat. Nachdem denn auch im Radikalismus der gemeinsame Gegner einmal gefunden ist, erlahmt die Diskussion vollständig, und Herzog erklärt ungeniert, das Briefschreiben sei ihm „alleweil verleidet".

Interessanter als die polemischen Ausführungen sind heute jene „Briefe", die das Verhalten des luzernischen

---

[32] Briefe 2. Die Schweizerische Kirchenzeitung schreibt dazu (1845, Nr. 43): „... einzelne Worte, selbst Sätze wollen in ‚lustigen Briefen' nicht kritisiert sein, ist nur der Gesamteindruck gut, und das ist er vollkommen, dafür sprechen auch die öffentlichen Zeugnisse ... In jovialer, witziger und launenhafter Fassung bespricht der Verfasser delikate Tagesfragen auf eine Weise, daß ihm der Gegner nicht grollen kann. Das Ziel ist nicht hoch gesteckt; aber wenn dem Verfasser nur gelingt, den Gegnern etwelche bessere Meinung von den Katholiken beizubringen, so wäre seine Arbeit in dieser Zeit eminenter Intoleranz schon verdienstlich ..."

[33] Brief an Gotthelf vom 1. Oktober 1845. Vgl. Anhang.

Klerus der Jesuitenfrage gegenüber kennzeichnen. Im Kapitel „Der Römling und seine Amtsgenossen" finden sich weitere Ausführungen darüber.

Herzog war in diesen Tagen der Jesuitenberufung und der Freischarenzüge unablässig mit der Feder tätig. Der Zufall öffnete ihm die Spalten einer süddeutschen Kirchenzeitung.

Er hatte, ganz nach dem damaligen Geschmack der anekdotensüchtigen Kleinstadtpresse, folgende „Bekanntmachung" in die Siegwartsche „Staatszeitung" einrücken lassen: [34]

„Letzten Sonntag, da es nachts gegen neun Uhr ging, standen fünf Burschen mit Tabakspfeifen im Walde zwischen Urswyl und Ballwyl und sagten zueinander: ‚der B. Pf. muß auch dran glauben, der S...ment.' Es ist wohl möglich, daß sie Wort halten. Sollte ich daher an einem schönen Morgen tot im Bett liegen, oder erschossen auf dem Felde oder irgendwo gefunden werden, so mache ich hiemit allen bekannt, daß ich mich nicht etwa selber erschossen habe, denn ich möchte nicht, daß es mir ginge wie dem sel. Leu, und protestiere daher jetzt noch mit eigener Hand gegen jedwede Anklage auf Selbstmord, was ich hiemit alle Zeitungsschreiber, vorzüglich den Korrespondenten der A[ugsburger] Allg. Zeitung zu berücksichtigen bitte. Sollte aber das Inserat an die A. Allg. Zeitung schon vom Comité gemacht oder gar schon versendet sein, so erkläre ich im Voraus die Angabe, ich habe mich selber massakriert, für eine gottlose Lüge. B., den 5. August 1845. X. H. Pf."

Die in Ausburg erscheinende Kirchenzeitung „Neue Sion" brachte den Abdruck. [35] Herzog — wohl nicht wenig geschmeichelt — meldete sich sofort mit einem ausführlichen Artikel über die kirchlichen Zustände der Eidgenossenschaft und blieb von da an ständiger Schweizer Korrespondent der „Neuen Sion".

Die süddeutschen Zeitungen gehörten zu den meistgelesenen der Schweiz. Hüben und drüben suchte man sich den kantonalen Pressegesetzen zu entziehen durch die Mitarbeit an ausländischen

---

[34] Staatszeitung der katholischen Schweiz. 1845 Nr. 64 (11. August).

[35] Neue Sion. Eine Zeitschrift für katholisches Leben und Wissen. 1845 Nr. 99 (19. August).

Blättern. Während die weitverbreitete „Augsburger Allgemeine Zeitung" vorzüglich den radikalen Stimmen ihre Spalten öffnete, vertrat die „Augsburger Postzeitung" den konservativen Standpunkt. Am gleichen Verlagsort erschien dreimal in der Woche die süddeutsche Kirchenzeitschrift „Sion" und, seit 1845, in täuschend ähnlicher Aufmachung, die „Neue Sion, eine Zeitschrift für katholisches Leben und Wissen." Beide standen auf streng-kirchlichem Boden.[36] Während aber die „Sion" wegen häufigen Wechsels ihres Herausgebers sehr ungleichmäßig redigiert wurde, wahrte die „Neue Sion", bis zu ihrer Verschmelzung mit der alten im Jahre 1855, einen einheitlichen Charakter unter der Redaktion des Konvertiten und frühern protestantischen Pfarrers Carl Haas. Sie nahm durch gut geschriebene Leitartikel an allen praktischen religiösen Tagesfragen teil und warb besonders angelegentlich für die regelmäßige Abhaltung von Diözesan-Synoden. Durch ausgedehnte Beziehungen in allen Ländern suchte Carl Haas sich eine zahlreiche ausländische Leserschaft zu sichern.[37]

Auch mit Herzog knüpfte er persönliche Beziehungen an. Die Berichte des Schweizer Dorfpfarrers füllten denn auch in kurzer Zeit die längsten Spalten der Rubrik „Kirchliche Mitteilungen". Eine Sammlung der Korrespondenzen ergäbe ein stattliches Bändchen Herzogscher Zeit- und Selbstbetrachtungen.

Seine erste Besprechung vaterländischer Zustände zeigt den selbstbewußten Schweizer der Vierziger-Jahre, wie er die europäischen Geschicke in der Hand zu halten glaubte und deshalb so oft von fremden Diplomaten belächelt wurde.[38] In seinen engen Kantonsgrenzen über-

---

[36] Löffler, Kl., Geschichte der katholischen Presse Deutschlands. München Gladbach 1924. 23.

[37] Haas, Carl, Die erste Liebe und der letzte Versuch oder Offene Bekenntnisse nach zweiundzwanzig in der katholischen Kirche verlebten Jahren. Augsburg 1866. 45. — Carl Haas trat später wieder aus der kathol. Kirche aus.

[38] Neue Sion. 1845 Nr. 115 (25. Sept.): es „haben sich in uns die Essenze aller Schulen, aller politischen und philosophischen Systeme konzentriert, sowie denn auch die christliche und unchristliche, alte und junge Theologie ihr Disputatorium bei uns scheinen aufgeschlagen zu haben. Diese Zustände und vor allem die Geschichte der jüngsten Vergangenheit haben im höchsten Grade das Interesse aller spekulativen und praktischen Männer erregt, so daß die Blicke aller nach unsern Hochgebirgen gerichtet sind, als müßte, wie von Hoch-

blickte er kaum die Ereignisse des Nachbarkantons. Dies war aber vielleicht gerade der Reiz seiner Nachrichten: sie holten dem Luzerner Bauern gleichsam vom Munde weg, wie er über die Vorgänge in seiner Heimat sprach und dachte, und erhellten so vielleicht deutlicher, als eingehende Besprechungen vermocht hätten, die Ursachen der gegenseitigen Verbitterung.

Herzog weiß wenig vom diplomatischen Vorspiel des Sonderbundskrieges. Aber er entwirft strategische Pläne für den Fall eines Angriffs, fühlt sich sicher innerhalb der wohlbesetzten Grenzen eines Kantons, der nach seiner Ansicht leicht eine Belagerung von vier Monaten aushalten könnte. Im Notfall baut er — wie jeder Bauer — auf den „groben Landsturm":

„Das ganze Land ist eine Burg, und jeder Bewohner ist bewaffnet gegen einen Feind, dem es bei seiner ungerechten Sache, dem bösen Gewissen, auf fremdem Boden und bei dem Klagen der Sturmglocken nicht heimisch sein kann." [39]

Auf solche Argumente stützte sich die Siegesgewißheit des Landvolkes; aber auch Siegwart-Müller scheint ja ähnliche geistige Waffen ins Feld geführt zu haben. [40] Den Kampf selbst sieht Herzog ganz im Zeichen eines Religionskrieges, und in diesem Sinne mag er auch seine Pfarrkinder aufgemuntert haben, „zu kämpfen für Jesum Christum und zu sterben für Ihn, der für sie gestorben" sei. [41] Herzog zu rechtfertigen gegenüber dem radikalen Pressegeschrei der „Pfaffenhetz" würde nicht leicht fallen: seine Bewunderung für den religiösen „Fanatismus" seines Volkes kennt keine Grenzen. [42] Vom Ausgang des Kampfes glaubt er das Schicksal der katholischen Kirche

---

asien, so jetzt von uns aus das Menschengeschlecht seine Geschichte zum zweitenmal beginnen".

[39] Ebda. 1847 Nr. 92 (3. August). Nach der Niederlage erschienen Herzog die Kriegsvorbereitungen allerdings in einem andern Licht. (Vgl. Baukunst 140).

[40] Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 43 f.

[41] Neue Sion. 1847 Nr. 132 (4. Nov.).

[42] Ebda.

in allen umliegenden Ländern abhängig. Trotz der erschütternden Niederlage blieb er einer von jenen, die aus der Vergangenheit nichts gelernt hatten. Da er alle Vorgänge zuerst nach ihrer religiösen Bedeutung wertete, übersah er, daß die kleinen Kantone bis jetzt eine politische Vorrechtstellung innehatten, die sich nicht weiter behaupten ließ. Er übersah, daß die Schweiz vor dem Europa der Zukunft als geschlossenes Gebilde dastehen müsse. Für wirtschaftliche und technische Neuerungen — auch die allernotwendigsten — brachte er wenig Verständnis auf und wies zuerst auf ihre Schattenseiten. Immer wieder berichtet er den Lesern der „Neuen Sion" von seiner Flucht in jene Gegenden, die vom Umschwung noch wenig berührt waren, von Fußreisen im Oberwallis, das er wegen seiner „nationalen Halsstarrigkeit" besonders liebte, von Wanderungen in den Graubündnertälern oder durch Urner Bergdörfer, wo er allerdings eines Tages, als er den verwahrlosten Zustand der Straßen und Häuser betrachtete und weder beim Kaplan noch beim Lehrer Tinte erhalten konnte, verzweifelt ausrief, „das konservative Zeug" könne auch „ins Aschgraue" gehen.[43]

Dagegen läßt sich in den Korrespondenzen der ersten Nachsonderbundsjahre leicht verfolgen, wie Herzog langsam zur Erkenntnis kam, daß nicht nur weltanschauliche Momente zu diesem Kampf geführt hatten, sondern in ebenso starkem Maße soziale Umstellungen. Die konservativen Regenten der Vierziger-Jahre waren Vertreter der reichen Bauernschaft gewesen. Was jetzt die politische Führung übernahm, war eine Schicht von Intellektuellen, die mit armseligen Mitteln ihre Studien bestritten hatten und nachher, von der Beamtenlaufbahn ausgeschlossen, in freien Berufen ihr erstes Auskommen suchen mußten.[44] Der Kampf um die Führung im Staat entschied über ihre Existenz; ob durch eine neue Rechtsordnung der

[43] Ebda. 1850 Nr. 109 (10. Sept.), Beilage Nr. 23.

[44] Müller, K., Philipp Anton von Segesser. Luzern 1924. II 165 f.

Jurist zu Ansehen komme, ob durch den Ausbau der Schulen neue Lehrkräfte notwendig würden, ob durch eine vernünftige Medizinalgesetzgebung der landesüblichen Kurpfuscherei der Riegel gestoßen werde, — alle diese Fragen waren eng verknüpft mit dem politischen Bekenntnis. Herzog hatte früher nur die ideellen Grundlagen des neuen Beamtentums gesehen. Nun zergliedert er es auch als soziales Gefüge und führt den Lesern der „Neuen Sion" den Stand der Luzerner Aerzte und Advokaten vor.[45] Er hatte als Student die gleichen politischen Zukunftsträume gehabt, aber als Sohn hablicher Bauern und Handwerker bedeutete ihm ihre Verwirklichung keine unmittelbare Lebensfrage. Er kannte deshalb auch keine Entschuldigung für das gewalttätige Regime, das sich nun eröffnete.

Anfangs hoffte er auf einen Sieg der gemäßigten liberalen Richtung, wie sie Regierungsrat Jakob Kopp und seine Gesinnungsgenossen vertraten. Aber als sich die Volkswahlen immer mehr als ein Scheinmanöver herausstellten, ohne daß von jener Seite ernsthaft dagegen protestiert wurde, als von den Führern der neugebildeten konservativen Partei einer nach dem andern festgenommen wurde, als die Beschlagnahme unbeliebter Zeitungsblätter und Broschüren zur Tagesordnung zu gehören schien, da setzte er seine ganze Hoffnung auf den „konservativen Starrsinn" des Luzernervolkes. Er rechnete ihm vor, daß ihm nach der neuen Verfassung nicht mehr zugestanden sei, als alle drei Jahre einen halben Tag zum Wählen, das treffe in sechzig Jahren etwas mehr als eine Woche Freiheit;[46] und er riet immer dringender ab von einer Verschmelzung mit dem „schlauen Kopp, der imstande wäre, selbst im Bunde mit den Konservativen und der Geistlichkeit, das Land Schritt für Schritt und Jahr für Jahr dem

---

[45] Neue Sion. 1851 Nr. 17 (8. Februar) und Nr. 34 (20. März).

[46] Ebda. 1851 Nr. 51 (29. April).

Radikalismus näher zu bringen." [47] Aus den Berichten Herzogs geht auch deutlich hervor, daß der Luzerner Bauer noch lange Zeit eine Intervention auswärtiger Mächte erhoffte und daß er von jedem Regierungswechsel im Ausland einen sofortigen Rückschlag zu Gunsten oder zu Ungunsten der eigenen Machtansprüche erwartete. [48]

Eine furchtbare Enttäuschung bereitete dem Ballwiler Pfarrer das „innige religiöse" Luzernervolk durch die Abstimmung über die Aufhebung der beiden Klöster St. Urban und Rathausen. Das Amt Hochdorf war das einzige, das den Antrag mit überwiegender Stimmenmehrheit verwarf. Steigers Lockmittel und Drohung, daß der Bauer die Kriegsschulden aus dem eigenen Sack bezahlen müsse, wenn die Klöster bestehen bleiben sollten, hatte viele Gemeinden abgehalten, eine Vetoversammlung einzuberufen. Die Aufhebung St. Urbans und die Verschleuderung seiner wertvollen Kulturgüter bedeuteten wohl den härtesten Schlag in Herzogs Leben. St. Urban glaubte er es danken zu müssen, daß der Kanton Luzern der Reformation widerstanden hatte; in St. Urban sah er auch das religiöse Bollwerk kommender Zeiten. Wenn in den

---

[47] Ebda. 1850 Nr. 23 (21. Febr.).

[48] Köstlich ist die Schilderung der Panik, die Napoleons III. Staatsstreich im Luzerner Bauerndorf auslöste (Neue Sion. 1852 Nr. 4): „Ihr hättet es sehen sollen bei uns, wie die Köpfe, die Ohren, die Augen, die Beine manövrierten, da von Frankreich die Kunde von Napoleons Streich berichtet wurde; wie an einem Drahte schlugen die Konservativen die Häupter, die lang und tief gebeugten, in die Höhe, und im gleichen Drahtzuge senkten sich die stolzen Radikalitäten bis tief, tief hinab. Jeder Bauer, jeder Häusler spitzte die Ohren, was wohl vorgegangen sein möge, und ob sie auch nichts wissen von politischen Kombinationen, so sagte es ihnen ihr republikanischer Instinkt, es sei etwas Apartes passiert, und da gingen sie, kaum halb angezogen, zum alten Ratsherrn, zum alt Gemeindeammann oder zum Pfarrer, oder wer sonst Zeitung liest, und fragten bloß: ist Napoleon rot oder schwarz, und als sie hörten: er hält es mit den Roten (in der Schweiz die Konservativen), da hoben sie die Köpfe gleich Güggeln (Hähnen) in die Höhe, wenn sie den kommenden Tag austrompeten wollen."

folgenden Jahren gelehrte Theologen wie Johann Baptist Hirscher, ganz im politischen Denken ihres Jahrhunderts befangen, die Gesundung der kirchlichen Verhältnisse durch eine Revision der Kirchenverfassung herbeiführen wollten, so wies Herzog dagegen immer wieder auf die rein kirchliche Institution der Klöster als auf den sichersten Weg in die Zukunft.[49]

Alle diese Beobachtungen, Sorgen und Aengste flossen blutwarm in die Feder des Korrespondenten. Der Ton seiner Zeitungsberichte aber erhob sich nicht über die gehässige und derbe Ausdrucksweise der damaligen Luzernerpresse. Die vornehme Selbstbeherrschung und Sachlichkeit eines Philipp Anton von Segesser oder Georg Josef Bossard, der Führer der neu sich sammelnden Volkspartei, lag ihm nicht. Vom einzigen konservativen Blatt, das schon Ende 1847 zu erscheinen wagte, von der „Neuen Luzerner Zeitung", behauptet er, sie tue so zahm und demütig, sei so neutral und friedliebend, daß sie vor Furcht fast nicht reden dürfe; sie halte den Hut immer in der Hand und beuge sich ehrerbietigst, wenn sie das Glück habe, mit der Regierung oder einem radikalen Parteimanne zu sprechen.[50] Und doch wanderte von ihren Herausgebern einer nach dem andern ins Gefängnis. Herzogs ausländische Berichte hingegen strotzen von spöttischen Ausfällen und gehässigen Verunglimpfungen führender Persönlichkeiten.

Kein Wunder, daß die Regierung auf den geistlichen Berichterstatter aufmerksam wurde, der so gut Aufschluß zu geben wußte über die Vorgänge im Kanton Luzern und so glänzende Charakteristiken seiner Politiker lieferte.[51] Sogar unscheinbare Ballwiler Dorfgeheimnisse wurden von ihm ausgeplaudert, in jeder Zeile verriet er sich

---

[49] Zustände 62.

[50] Neue Sion. 1848 Nr. 7 (15. Januar).

[51] Vgl. die treffende Schilderung Jakob Kopps. (Neue Sion. 1850 Nr. 23).

selbst. Im Jahre 1850 wurde er von der Regierung zur Verantwortung gezogen wegen nachlässiger Amtsführung. Herzog wußte sich vor dem bischöflichen Kommissariat so trefflich zu verteidigen, daß die Regierung keine weiteren Maßnahmen gegen ihn ergreifen konnte. [52]

Trotz dieser Aufsässigkeit von seiten der Behörden blieb Herzog der gleiche unerschrockene Berichterstatter. Als mit dem Beginn des Jahres 1856 die „Neue Sion" mit der alten vereinigt wurde, schickte er auch an diese von Zeit zu Zeit seine kirchlichen und politischen Nachrichten. [53] Seine Korrespondenzen erfreuten sich wahrscheinlich großer Beliebtheit, denn sie wurden immer in aller Ausführlichkeit wiedergegeben. Sie verraten ein seltenes Talent volkstümlicher Publizistik, die die Sachlichkeit und Vollständigkeit des Berichtes vernachlässigt zugunsten der weitausgeführten persönlichen Stellungnahme. Immer neue Formen erfindet Herzog, um das Interesse wach zu halten: eine Reisebeschreibung unter dem Juvenalschen Motto „Difficile est, satiram non scribere", eine Depesche aus dem Nationalratssaal, worin der Leser von der Tribüne herab mit Politikern und Traktanden bekannt gemacht wird, einen leidenschaftlichen Aufruf, als gelte die Korrespondenz nicht einer bayrischen Leserschaft, sondern den eigenen Pfarrkindern und Bauern. Mit dieser Gewandtheit der Darstellung verbindet er eine geistreiche Kritik an Personen und Zuständen, so daß ein bestimmter Leserkreis leicht übersehen konnte, daß den kirchlichen und politischen Darlegungen der Weitblick eines gründ-

---

[52] Staatsarchiv Luzern. Kirchenwesen V. Verwaltung der Disziplin. Einzelne Fälle. 1848—1850. Fach 9 Fasc. 7. 1850 August. Herzog, Xav., Pfarrer in Ballwil. Untersuchung gegen ihn wegen nicht Anzeige unsittlicher Handlungen des Lehrer Feer.

[53] Da die Zeitschrift „Sion" mehrere Schweizer Korrespondenten hatte, zeichnete Herzog seine Aufsätze. Er wählte nacheinander folgende Namenszeichen: H, z*, zg*, Dx. Herzogs Aufsätze unterscheiden sich inhaltlich und stilistisch sehr deutlich von den übrigen Korrespondenzen, sind aber nur noch selten.

lich gebildeten Mannes fehlte, daß der Korrespondent nicht verstand, die Forderungen der Gegenpartei sachlich zu würdigen, um sie desto gründlicher zu widerlegen, daß endlich nicht selten ein witziges Wort den Gedanken ersetzen mußte.

Als der hitzigste Kampf vorüber war und sich die Gemüter wieder mehr den Fragen der öffentlichen Verwaltung zuwandten, da beschränkte auch Herzog seine Korrespondenzen auf rein kirchliche Mitteilungen. Er sah betrübt und beschämt, wie sich ein großer Teil der Luzerner Geistlichkeit wortlos unter das radikale Regime beugte, während die kirchentreuen Priester, die „Sonderbundspfarrer", in allen ihren Unternehmungen streng beaufsichtigt wurden. Es galt, allen Zensurmaßnahmen zum Trotz, die kirchliche Erneuerung im eigenen Lande in Angriff zu nehmen. Dieser widmete Herzog fortan seine ganze Kraft.

„Der katholische Luzernerbieter".

Als regelmäßiger Korrespondent süddeutscher Kirchenzeitungen blieb Herzog in fortwährender Berührung mit den katholischen Bestrebungen Deutschlands. Auf seinen Reisen besuchte er mit Vorliebe bayrische und badische Städte. Noch bevor in der Schweiz die Katholiken sich gesammelt hatten und ihre offiziellen Vertreter an die Versammlungen des deutschen Piusvereins abordneten, nahm Herzog teil an geistlichen Konferenzen und Tagungen jenseits des Rheins. Ueberall suchte er nach dem Losungswort, nach dem Allerweltsmittel, das den Wiederaufbau der katholischen Schweiz in die Wege leiten sollte. Verwirrter und ratloser als zuvor kehrte er gewöhnlich nach Ballwil zurück.

Fruchtbarer waren die Anregungen, die ihm aus dem Verkehr mit Alban Stolz erwuchsen. Wahrscheinlich hatte Herzog ihm, wie ja auch dem Lützelflüher Pfarrer, seine beiden Produkte der Freischarenzeit übersandt, die

„Bilder aus dem Leben des Joseph Leu" und die „Achtzehn neuen, lustigen Briefe", und sich so als Volksschriftsteller verwandten Geistes ausgewiesen. Fortan blieb er in ständiger Berührung mit ihm.[54] Im Jahre 1850 wurde er von Stolz zur Mitarbeit an der neuzugründenden Zeitschrift „Ximenes" aufgefordert. Herzog sandte Artikel. Das Unternehmen scheiterte jedoch am Mangel genügender Mitarbeiter.[55] Möglicherweise wurde der Ballwiler durch die „Kalender für Zeit und Ewigkeit" zu einem ähnlichen Unternehmen angeregt.

Um im eigenen Lande durch die Presse zu wirken, sah sich Herzog ganz auf die persönliche Initiative angewiesen. Der Kampfgeist der Vierzigerjahre war unter dem folgenden Gewaltsregime einer teilnahmslosen Erschlaffung gewichen. Auch der Klerus scheint den Widerstand aufgegeben zu haben. Philipp Anton von Segesser schreibt darüber im Sommer 1852 seinem Basler Freund Andreas Heusler:

„Die Geistlichkeit, die früher gewirkt, ist so eingeschüchtert, daß von daher kein Ton zu erwarten ist. Man darf sich darüber auch nicht wundern, da der elende Bischof sie vollständig im Stiche gelassen hat."[56]

Bei Herzog ist dieselbe Mißstimmung gegen das untätige Oberhaupt der Diözese festzustellen. Wenn er auch nicht den Bischof selbst beschuldigt, so doch dessen Umgebung. Im Herbst 1852 berichtet er nach Augsburg:

---

[54] Zehn Briefe von Alban Stolz an Herzog sind erhalten. Sie wurden zwischen den Jahren 1846—1864 geschrieben. (Vgl. Kronenberg, Ignaz, Alban Stolz an Pfarrer Herzog über Hirscher. In: Vaterland 1926 Nr. 97, 103, 109. — Weitere Briefe von Alban Stolz an Pfarrer Herzog. In: Vaterland 1927 Nr. 19, 25, 31, 37, 43. — Ausgewählte Werke von Xaver Herzog. III 144 ff.) Ob Herzogs Antwortschreiben erhalten sind, konnte nicht ermittelt werden.

[55] Stolz an Herzog. Brief vom 5. Juni 1850.

[56] Briefwechsel zwischen Philipp Anton von Segesser und Adreas Heusler-Ryhiner. 1842—1867. Festgabe . . . . überreicht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft zu Luzern durch die Historische und antiquarische Gesellschaft zu Basel. 1932. 153 f.

„In Solothurn ist nach der Kirchenzeitung alles wohl auf und freut sich des Lebens; die Theologie zählte vier Theologen; nirgends wären Exerzitien so notwendig wie hier und auch so leicht; denn da sind ein halb Dutzend Domherren, welche nicht viel anderes zu tun haben, als ihre Kanarienvögel zu füttern und den Berometer zu beobachten." [57]

Aehnlich sind seine Aeußerungen über den allzu milden Geist der „Schweizerischen Kirchenzeitung", die nach der Niederlage des Sonderbundes ihren Sitz von Luzern nach Solothurn verlegen mußte. Auch von daher scheint man keinen neuen Impuls erwartet zu haben; man konnte also nur durch eigenes Handeln vorwärts kommen.

Im Sommer 1853 erschien in der Offizin der Gebr. Räber ein 70 Seiten starkes Heftchen: „Der katholische Luzernerbieter", eine jährliche Zeitschrift von einem Landgeistlichen. Erster Jahrgang." In einem Vorwort steckte der Verfasser seinen publizistischen Kampfplatz ab: Politik werde keine betrieben, der „Luzenerbieter" wolle nur Kirchenzeitung sein, und zwar eine gut katholische. Der Inhalt bot denn auch außer einer Abhandlung über das erste Kirchengebot beinahe übervorsichtig mehr Dokumentarisches als eigene Artikel: einen Lebensabriß des spanischen Priesters Jakob Balmes, eine Vorstellungsschrift der luzernischen Geistlichkeit bezüglich des Armenwesens und eine kleine Ueberschau kirchenpolitischer Vorgänge im Ausland (!): alles in allem ein harmloses Büchlein. Im zweiten Heft, das zu Beginn des neuen Jahres erschien, wagte der Landgeistliche schon eher, wider den Stachel des Liberalismus zu löcken. Die Polemik gegen eine Schrift von Propst Burkard Leu, dem „Papste" der Luzerner Regierung, blieb zwar im kirchlichen Rahmen. Aber an die Betrachtung über die Sonntagsheiligung war ein Kalendergeschichtlein angeschlossen, „Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schießet in Luzern", einfältig im Titel, aber geistreich spöttelnd über jene, die „sich haben müssen in

[57] Neue Sion. 1852 Nr. 111 (14. September).

den Gemeindrat wählen lassen". Unter der Rubrik „Weltlage" wurde man ferner daran erinnert, daß auch in der Schweiz, sogar im Luzernerbiet politisiert werde. Und da sich der Verfasser durch den Bericht von der Aufhebung des Lehrschwestern-Instituts Baldegg schon einmal aufs Glatteis hinausgewagt hatte, suchte er wenigstens durch publizistische Verve Haltung zu wahren:

„Dort war," schreibt er, „einiges Weibervolk, arbeitete und betete, vielleicht mehr als eben recht, daneben hielten sie Schule und übernahmen die Obsorge in Waisenhäusern. Ihr Anzug — er hat mir auch nie gefallen — und ihr abgeschlossenes Leben erregten Verdacht: es sei ein unterirdisches Kloster dort unten, hieß es, und, was noch grauenhafter, sie stehen im Bunde, nicht etwa bloß mit dem Teufel, denn das wäre noch angegangen, sondern mit den Jesuiten! — Ein Extrazug führt zwei Räte hinab, die sog. Schwestern wurden zitiert, verhört über Glaube, Hoffnung, Liebe, Kreuz, Weihwasser und anderes, ein Protokoll ist aufgenommen, unterzeichnet, geschlossen, und heim in aller Stille; gleich darauf hieß es, das Kloster Baldegg sei aufgehoben, die Schwestern haben das Schloß zu räumen ohne Verzug. — Wenn eine Falschmünzerbande unter dem alten Turm entdeckt worden wäre oder gar eine Pulververschwörung, es hätte nicht energischer zugegriffen werden können. — Die Schwestern ihrerseits lassen remonstrieren, wollen kein Kloster sein, keine Affilierte! Gilt nichts, sie bleiben aufgehoben, das Schloß sogar untersucht, ob sich nicht etwa eine verkrochen habe. — Jeder aufrichtige Freund der Armen und der Schulen bedauerte ein solches Verfahren." [58]

Die Satire war bestes Propagandamittel. Durch den erfreulichen Absatz ermuntert, erschien der „Luzernerbieter" schon im folgenden Sommer wieder, um fortan, bis zum Jahre 1860, regelmäßig zweimal des Jahres herauszukommen.

Es gab wohl keinen Leser, der im „Landgeistlichen" nicht den Ballwiler Pfarrer erkannt hatte. Nichts zeigt so deutlich das Ansehen, das er sich bereits erworben, wie die Polemik, die sich anläßlich des neuen Zehntgesetzes gegen ihn erhob. Der Große Rat hatte ein Dekret genehmigt, wonach die bisher freiwillige Ablösung

[58] Luzernerbieter II 76 f.

der Zehnten und Bodenzinse in ein Obligatorium umgewandelt werden sollte. Die meisten Zehnten des Kantons gehörten dem Staat, der übrige Teil lag in den Händen der Geistlichkeit. Diese sah denn auch ihr Einkommen durch den festgesetzten Ablösungsmodus geschmälert und beschwerte sich darüber in einer Eingabe an die Regierung. Der Aufruf des bischöflichen Kommissariats und der vier Ruralkapitel an das vetoberechtigte Volk wurde noch in der Druckerei mit Beschlag belegt. [59] Herzog hatte sich schon lange heimlich lustig gemacht über die plötzliche Einigkeit unter den liberalen und konservativen Geistlichen, wie sie so, dicht „geschart um ihre Sion, den Kornspeicher, den schönen Tod für die Kirche" sterben wollen. [60] Er ließ nun aber doch unter dem Titel „Veto! Veto! Veto! Erbarmet euch der Armen!" ein Flugblatt erscheinen, gezeichnet: der katholische Luzernerbieter. Schon der Untertitel zeigt, daß er seine „Bauernfängerei" mit bessern Mitteln zu betreiben wußte, als die übrige Geistlichkeit mit ihrer Appellation an die „Liebe zu Euerer heiligen Kirche." Nicht als zehntberechtigter Kirchherr spricht der Ballwiler zum Volk, sondern als Almosenspender, der sich nicht scheut, jene unter seinen geistlichen Mitbrüdern bloßzustellen, denen der Geiz „gleich dem Bieswind . . . durch Chor- und Ueberröck" gehe. Die Geistlichkeit habe bis jetzt 7 % der Waisensteuer getragen, durch freiwillige Abgaben, wie die Almosen, Unermeßliches geleistet. Dies alles sei bei der Annahme des Zehntgesetzes nicht mehr möglich, da heute sowieso nur unbemittelte Söhne geistlich werden. Der humoristische Ton wurde in den eigenen Reihen gut aufgenommen. Die liberale Presse aber schalt den Verfasser einen „frivolen Zionspfaffen", [61] der selbst auf der Kanzel

---

[59] Müller, K., Philipp Anton von Segesser, Luzern 1923. II 275.

[60] Neue Sion. 1852 Nr. 123 (12. Oktober).

[61] Tagblatt. 1854 Nr. 36 (6. Februar). Surseer Korrespondenz vom 3. dies.

in Ballwil das Witzereißen nicht lassen könne.[62] Und in dem Spottgedicht „Die große Vetoschlacht" ließ man den „Herzig mit der Schwefelpfeif" allen andern voran zum Kampfe schreiten.[63] Die Schlacht wurde trotzdem gewonnen; denn die Vetogemeinden verwarfen bei der Abstimmung mehrheitlich das Zehntgesetz.

„Der lustige Herzig mit der Schwefelpfeife"; das war fortan der Spottname, mit dem man die ländlich-burschikose Art des Ballwiler Pfarrers verhöhnte.[64] Selbst jene Männer, für die er in den Kampf trat, schienen sie nicht durchaus zu billigen. Als der Arzt und Historiker Hermann von Liebenau, dem Herzog in freundschaftlicher Weise zugetan war,[65] in Hurters „Katholischer Literaturzeitung" in Wien den „Luzernerbieter" rühmte, protestierte Siegwart-Müller, damals zu Straßburg, in einem Schreiben an Friedrich von Hurter gegen diese Lobeserhebung: der „Luzernerbieter" sei „nichts weniger als von irgend welcher Gediegenheit in Inhalt und Form und der Verfasser desselben wohl ein jovialer Kumpan, aber kein

---

[62] Der Eidgenosse. 1854 Nr. 10 (3. Hornung). Ballwiler Korrespondenz vom 30. Jänner. — Entgegnung in der „Luzerner Zeitung" 1854 Nr. 19 (13. Hornung). — Erneuter Angriff im „Eidgenossen" Nr. 13 (13. Hornung): „Der Herr Pfarrer von Ballwil kann es selbst auf der Kanzel nicht lassen, Witze zu reissen. Vorletzten Sonntag schrie er auf einmal überlaut, die ganze Kirche in Staunen und Verwunderung setzend: ‚Kaust du de nid au di Kopf ufha und mi aluoge' — einen jungen stillen Menschen, der nicht etwa schlief, anglotzend — der aber bei einem Mann Knecht ist, von welchem der Hr. Pfarrer nicht immer das vierte Bein von der S . . . hat. — Wenn der Lustige mit der Schwefelpfeife in einer Kneipe zu lautem Lachen anregt, so hat dagegen der Hr. Pfarrer auf der Kanzel nur mitleidiges Kopfschütteln hervorgerufen und wahrlich die Gemeinde nicht sonderlich erbaut."

[63] Die große Vetoschlacht. Eine wahre Geschichte, denen zur Warnung erzählt, so freventlich den Zehnten abschaffen gewollt. (Bürgerbibl. Luzern).

[64] Der Eidgenosse. 1854 Nr. 90 (10. Nov.).

[65] Widmung an Liebenau auf einem Exemplar der Kantonsbibl. Luzern.

gar musterhafter Pfarrer.[66] Herzog wußte um solche Aussetzungen unter der puritanischen Leserschaft, und er erklärte im siebten Heft (1856), es drücke ihn heimlich, daß der „Luzernerbieter" bis jetzt nicht mehr als tausend Abnehmer gefunden habe, während er doch — „die wohlfeilste Zeitung, so weit die deutsche Zunge geht" — um bloß fünf Batzen zu haben sei. Gerade von seinen Freunden habe er am meisten zu leiden:

„Ist man streng nach der Schule, trocken und systematisch und abstrakt, so liest das Volk so etwas nicht und die Herren auch nicht; läßt man sich zum Volk herab, redet seine Sprache, kleidet sich in seine Vorstellungen, diskurriert man frei mit Mannen- und Weibervolk, so ist man trivial, roh, läppisch, ungezogen und vor allem ungeistlich, wenn nicht gar unchristlich!"[67]

Je mehr sich Herzog mit politischen Gegenständen befaßte, desto unwesentlicher wurden diese Vorwürfe. Denn schon in kurzer Zeit sah der „Luzernerbieter" einer Kirchenzeitung nicht mehr sehr ähnlich. Herzog setzte auf das Titelblatt des neunten Heftes (1857) seinen vollen Namen, „da, wenigstens in der Nähe, einen doch alles kennt und dafür haltet", und politisierte nun ungescheut. Die kirchlichen und staatskirchlichen Fragen standen zwar auch jetzt noch im Vordergrund der Diskussion, aber der Kampf galt ebensosehr rein politischen Angelegenheiten: dem verhaßten Repräsentativsystem, der Partialerneuerung der Räte, der unnatürlichen Wahlkreiseinteilung, den Abstimmungs- und Wahlmanövern in den Gemeinden, der Handhabung der Zensur nach freiem Bedünken, der Aemterkumulation. Er trat für die Mitglieder des frühern Großen Rates in die Schranken, die zum größten Teil in ihrem Aktivbürgerrecht eingestellt oder mit ungeheuern Kontributionen belastet waren. In allen Verwaltungsfragen stell-

---

[66] Briefe von Konstantin Siegwart-Müller an Friedrich von Hurter. Hrsg. von Dr. Emmanuel Scherer O. S. B. Beilage zum Jahresbericht der kantonalen Lehranstalt Sarnen 1924/25. Sarnen 1925. II 128. Brief vom 6. Oktober 1855.

[67] Luzernerbieter VII 33.

te er sich auf den Standpunkt der Gemeindeautonomie; er wetterte gegen die übermäßige Belastung durch die Anlage von neuen Straßen, die nur städtische Gepflogenheiten in die Dörfer brächten und den Bauern von der Landarbeit wegführten. Er wollte eine freiwillige Armenpflege und dafür niedrigere Armensteuern und suchte besonders in Erziehungsfragen das Mitspracherecht der Gemeinden geltend zu machen. Kein Heft erschien, in dem nicht der Fortschrittswahn der Neuzeit angeprangert wurde, der Festtaumel in Stadt und Land, die Ausartung der Freisinnigkeit zur Freisinnlichkeit bei der fortwährenden Zunahme der Wirtshäuser. Modernen Projekten zur Bodenverbesserung hielt er seine eigenen volkswirtschaftlichen Ansichten entgegen, wonach die aufgewendeten Mittel in einem vernünftigen Verhältnis zur Ertragfähigkeit des Bodens stehen müssen. Der Güterteilung und Verarmung unter der Bauernschaft suchte er durch fortwährendes Wachhalten des Stammes- und Familienbewußtseins vorzubeugen.[68] Alle diese Fragen behandelte Herzog weniger selbständig anregend als geschickt propagierend. Was die kleine konservative Fraktion im Großen Rat verteidigte oder bekämpfte — man schritt darüber gewöhnlich zur Tagesordnung — das wurde im „Luzernerbieter" aufgegriffen und in allen möglichen Formen als Kampfartikel, als Erzählung, als Reisebericht, als Bücherrezension — dem Volke eingehämmert. In allen diesen Kantonsangelegenheiten konnte er mit dem Beifall der ganzen katholisch-konservativen Partei rechnen.

Wo Herzog aber die Haltung des Luzerner Bauernvolkes zur eidgenössischen Politik zu bestimmen suchte, da wurde er kaum von allen gebilligt. Hartnäckig wider-

---

[68] Die volkswirtschaftliche und soziologische Seite von Herzogs Schaffen wurde von Fachleuten eingehend behandelt und kritischer untersucht, als ich es zu tun vermöchte. Vgl. Schwendimann, Joh., Ein Luzerner Soziologe. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. 9 (1893) 419—429 und S.-A. — Schmidt, Georg C. L., Xaver Herzog

setzte er sich der Tatsache, daß die Zeit der Vierzigerjahre ein für allemal vorüber sei. Die Bundesverfassung von 1848 war und blieb in seinen Augen durchaus ein Diktat des Siegers, niemals eine Akte zur Wiederherstellung rechtlicher Zustände. Noch am Vorabend des Kulturkampfes schrieb er einen Artikel: „Wie daß man den katholischen Vorort in Luzern wieder herstellen sollte" (Luzernerbieter 1869). Der erste Schritt dazu wäre, meint er, die Verbindung aller schweizerischen Diözesen.

Er glaubt, „daß aus Luzern leicht der Sitz eines Erzbischofs zu machen wäre, die kleinen Kantone brauchten sich nur von ihrem Provisorium in Chur loszumachen und in Verbindung mit Luzern ein eigenes Bistum zu gründen, um wieder zu vereinen, was auch schon beisammen gewesen."

In gleicher Weise plant er eine Zusammenfassung der wissenschaftlichen Kräfte durch die Errichtung einer „Muster- und Pflanzschule", eines Lehrerseminars für die ganze katholische Schweiz, und durch die Eröffnung eines Zentral-Gymnasiums, das leicht zu einer Akademie, einer Art Universität ausgebaut werden könnte. Die Krönung all dieser Bemühungen wäre schließlich eine politische Vereinigung.

Man erkennt bis in die letzte Einzelheit die Grundzüge der konfessionellen Politik Siegwarts. Auch er sah in der Errichtung eines schweizerischen Erzbistums eine unbedingte Notwendigkeit;[69] er gründete auf Theodor Scherers Vorschlag die „Borromäische Akademie" zur Vereinigung der katholischen Schweizergelehrten und verwirklichte durch den Sonderbund die politische Zentralisation auf konfessioneller Grundlage. Aber während zur Zeit Siegwart-Müllers die konfessionelle Scheidung der Schweiz tatsächlich noch bestanden hatte und die schweizerische Politik stark konfessionell ausgerichtet

---

und der Stand der Bauern. In: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur. IX. (1929) Heft 5/6 235—250 und erweiterter S.-A. Zürich 1929.

[69] Briefe von Konstantin Siegwart-Müller. A. a. O. I (1924) 27.

war,[70] mußte die Verwirklichung der gleichen Idee zwei Jahrzehnte später fast unmöglich erscheinen.

Von allen Luzerner Parteigenossen und konservativen Publizisten konnte wohl Philipp Anton von Segesser eine solche Haltung der Kantonsgeistlichkeit am wenigsten billigen. Segesser haßte den streitbaren Katholizismus eines Görres[71] — Herzog verlangte eine Neuausgabe des „Rheinischen Merkur". Segesser hatte Siegwarts Einladung zum Eintritt in die „Borromäische Akademie" abgelehnt, weil ihn die Vermengung von wissenschaftlichen und politischen Zielen anwiderte.[72] Obwohl er später im Nachruf auf Siegwart-Müller die großen Ziele des Mannes anerkannte und würdigte, widerstrebte ihm auf allen Gebieten eine formalistische Organisation von Kräften, die sich auch ohne „geschriebenen und besiegelten Vertrag" zusammenfänden.[73] Herzogs Art, jede weltanschauliche Frage in eine politische umzusetzen, jedes geschichtliche Ereignis zeitgenössisch-polemisch auszuwerten, ohne dabei über eine tiefere philosophische oder historische Bildung zu verfügen, konnte nicht nach seinem Geschmacke sein. Der Ballwiler Pfarrer hingegen war verständnislos für Segessers vornehme Objektivität und Wissenschaftlichkeit;[74] aber er bewunderte seine Gelehrsamkeit und spielte Segessers rein demokratisches Ideal gegenüber Kasimir Pfyffers Ideen aus. Segesser wußte wahrscheinlich bei seinem feinen Gehör für die

---

[70] Vgl. Segesser, Ph. A., Sammlung kleiner Schriften. Bern 1879. II 451 f. (Nekrolog auf Constantin Siegwart).

[71] Segesser, Erinnerungen. In: Kathol. Schweizerblätter. N. F. VI (1890) 194.

[72] Segesser, Fünfundvierzig Jahre. 9.

[73] Ebda. 41.

[74] In einer Besprechung von Segessers Rechtsgeschichte stellt Herzog eine „zu weit getriebene Objektivität oder Unparteilichkeit" fest (Luzernerbieter X 55) und wundert sich bei den Kapiteln über Klerus, Kirchengut, Hierarchie und geistliche Gerichtsbarkeit, daß man so kalt und objektiv neben der Gegenwart vorbeifahren könne, „als ob da gar nichts geschehen sei." (Luzernerbieter IV 55).

Forderungen der Landschaft das mutige Auftreten und wahrhaft volkstümliche Talent des Ballwiler Pfarrers richtig einzuschätzen, wenn auch die Meinungen über die Formen der kirchlichen Wirksamkeit auseinander gingen. [75]

Der Zusammenschluß der Schweizerkatholiken war übrigens seit Jahren erfolgt, wenn auch nicht auf politischer, so doch auf kirchlich-kultureller Grundlage. Herzog hatte sich lebhaft dabei beteiligt und schon lange vorher gerade durch seinen „Luzernerbieter" auf das neue Kampfmittel aufmerksam gemacht. Im Jahre 1854 übernahm Theodor Scherer die Redaktion der „Schweizerischen Kirchenzeitung". Sofort kam ein neuer Geist in ihre Spalten. Die erste praktische Frucht seiner Bestrebungen war die Gründung des schweizerischen Piusvereins. [76] Die Anregung ging zwar von dem jungen Churer Professor und spätern Kernser Pfarrer Josef Ignaz von Ah aus, wurde aber von Scherer am tatkräftigsten unterstützt. Ueberall in der katholischen Schweiz bildeten sich Ortsvereine. In Beckenried tagten am 21. Juli 1857 zum erstenmal ihre Abgeordneten; Herzog war selbstverständlich dabei. In Aussicht genommen wurden die Pflege der katholischen Wissenschaft und Kunst und die Verbreitung volkstümlicher Schriften. An der Generalversammlung des folgenden Jahres (1858) nannte Präsident Scherer unter den empfehlenswertesten Organen den „Katholischen Luzernerbieter". Eine Zeitschrift, die ebenfalls aus den Bestrebungen des Piusvereins hervorging und in den folgenden Jahren großes Ansehen erlangen sollte, waren die „Katholischen Schweizer-Blätter

---

[75] Segesser schreibt in einem noch unedierten Brief (10. April 1873) an Pfarrer Josef Ignaz von Ah, den „Weltüberblicker" in Kerns: „Sie vermeiden das Triviale und Extravagante, das mein Freund mit der Schwefelpfeife Herzog oft mit Vorliebe kultiviert."

[76] Mayer, Joh. Georg, Graf Theodor Scherer-Boccard. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung in der Schweiz. Einsiedeln 1900. 99 ff.

für Wissenschaft und Kunst", gegründet 1859. Herzog leitete als langjähriger Präses die Geschäftsführung, beteiligte sich aber nicht als Mitarbeiter.[77] Für Fachzeitschriften hat er ja überhaupt nie geschrieben. Seine ganze Publizistik trägt bewußt und gewollt den Stempel der Volkstümlichkeit. Als Verfasser von kleinen Kalendergeschichten im „Luzernerbieter" hatte er die Lust zum Erzählen in sich wachsen fühlen. In den Sechzigerjahren wandte er sich immer mehr diesem Wirkungsfelde zu. Vereinzelte Nummern seiner Zeitschrift erschienen noch in den Jahren 1865, 1869 und 1871. Später stellte er seine bereits schwindende Kraft hauptsächlich der aargauischen „Botschaft" zur Verfügung; ihr Redaktor, Johann Nepomuk Schleuniger, der aargauische Katholikenführer, gab seit 1871 auch die „Schweizer-Broschüren für Volk und Gelehrte" heraus.[78]

Freimütigkeit ist das Kennzeichen der ganzen Publizistik Herzogs. Er focht nicht gegen die unbestimmte Macht des Zeitgeistes, sondern gegen jene, die ihn verkörperten: gegen Advokaten, Beamte, Aerzte, Lehrer, Wirte; und er scheute sich nicht, Namen zu nennen. Um seiner Offenheit willen übersah man ihm wohl manches, was in anonymen Zeitungsartikeln gerügt wurde. Vorlaut wie er war, schnitt er sich auch hie und da in den Finger. So wurde er im Jahre 1866 wegen seines Artikels „Kriminalisches" im „Luzerner Wahrheitsfreund"

---

[77] Nur zwei Artikel der „Kathol. Schweizerblätter" stammen aus Herzogs Feder: Rückblick auf das erste Halbjahr [der katholischen Schweizerblätter]. I (1859) 392—397. — Zur Erinnerung an Balthasar Estermann. X (1868) 175—183.

[78] Schweizer-Broschüren für Volk und Gelehrte. Jahrg. 1871, 4. Heft: Die neue Denkschrift der schweizerischen Bischöfe über die aargauische Vergewaltigung der kath. Kirche. In's Volkstümliche umgearbeitet und abgekürzt von X. H. — S.-A. unter dem Titel: Gib Acht, katholisch Aargau! Klingnau 1872. — Neue Schweizer-Broschüren. IV. Jahrg. 1. Heft: Von der religiösen Souveränität. Von X. Herzog. Solothurn 1878.

(Nr. 62) vom Statthalteramt Sursee zu zweimaligem Widerruf (Nr. 79 und Nr. 807) unter Namensnennung verurteilt. Sein Neffe, Fürsprech Adam Herzog-Weber, der spätere Ständerat, übernahm in großzügiger Weise die Verantwortlichkeit, da er „besser wegkomme, als Herr Onkel, auf den die Radikalen einen besondern Groll haben." [79]

Nicht weniger Anstoß erregte seine Publizistik bei einem großen Teil der Kantonsgeistlichkeit. Als Reformator innerkirchlicher Zustände ist Herzog heute weit interessanter denn als politischer Publizist. Diese seine Bestrebungen sollen daher einer besondern Betrachtung unterzogen werden.

Der Römling und seine Amtsgenossen.

Als Herzog durch die Herausgabe seiner Zeitschrift „Der katholische Luzernerbieter" bereits in weitem Umkreis bekannt geworden war und von nah und fern besucht wurde, legte er in seinem Gartenhaus ein Fremdenbuch an, worin er sich seinen Gästen folgendermaßen vorstellte:

„Ich, Xaver Herzog, durch Gottes und des Generals Ludwig v. Sonnenberg Gnade Pfarrer von Ballwyl, Gerligen, Ottenhusen, Egerten, Gütsch, Hasli, Dürrenweid und Pfannenstil, sowie auch Frühmesser von Gibelflüh und Fuhr, Kapitular des hochlöblichen geistlichen Ruralkapitels Hochdorf, Vizeaktuar der Pastoralkonferenz, Präsident des Kirchenrates, Beisitzer der Waisenhaus-Kommission, ferner Korporationsburger von Beromünster mit Strecke und Holz, gewesener zweiter Vikar in Wolhusen, erster Vikar in Eich, resignierter, freiwillig resignierter Kaplan von St. Martin in Münster, Vorsteher der Guttodbruderschaft allhier, Mitglied, aktives, mehrerer Bruderschaften, des hl. Rosenkranzes, des Skapuliers, der Herz Jesu Bruderschaft in Eschenbach und Wangen, Ehrenmitglied des Vereins zur Beförderung von Zucht und Sitten unter der Geistlichkeit, aktives Mitglied des historischen Vereins der V armen Kan-

[79] Tagebuch von A. Herzog-Weber, Ständerat. 1. Nov. 1863 bis 25. Juli 1895.

tone, verantwortlicher Herausgeber des weltberühmten kathol. Luzernerbieters, Verfasser der Schrift über ‚christlichen Kirchenbau' wie auch vieler anderer gedruckter und ungedruckter Werke und noch vieler zukünftiger, welche noch das Tageslicht nicht erblickt haben, Erbauer und Hersteller, Lehensmann und Eigentümer dieses uralten neuen Gartenhüslis. Orate pro nobis!" [80]

Einen Verein „zur Beförderung von Zucht und Sitten unter der Geistlichkeit" gab es nicht im Luzernerland. In scherzhafter Bosheit hat Herzog diese Ehrenmitgliedschaft unter seine andern wichtigen und nichtigen Ämter gereiht. Es war seine Art, Interesse und Neigung seiner Leser oder Zuhörer für einen drolligen Vorschlag zu gewinnen, um dann vor den Ueberlisteten mit einem blutigernsten „Warum nicht" herauszurücken. Warum keinen Verein, um Zucht und Wissenschaft unter den Geistlichen wach zu halten? — Gab es nicht überall noch Pfarrherren, deren einzige Lektüre die Zeitung war und das höchste Vergnügen — die Jagd? [81] Die innere Reform und Kräftigung der Kirche schien Herzog das wichtigste Gebot der Stunde; denn nur ein sittlich hochstehender, kirchentreuer und gebildeter Klerus konnte zum Kampf gegen den modernen Staat antreten.

Die ersten Bestrebungen dieser Art waren im Kanton Luzern von den Schülern des Landshuter Professors Johann Michael Sailer ausgegangen. Alois Gügler und Joseph Widmer, die bedeutendsten unter ihnen, hatten in Wort und Schrift das aufgeklärte Patriziat, das liberale Bürgertum und die gleichgesinnte Geistlichkeit fortwährend angegriffen. Als Tübinger Theologe fühlte sich Herzog berufen, auch in der Schweiz das Erbe der

---

[80] „Fremdenbuch des pfärrlichen Sommerhausens 1857", noch heute im Volke bekannt unter dem Namen „Gartenbuch des alten Balbelers." (Privatbesitz Kopp-Herzog, Beromünster). Vgl. Kronenberg, Ignaz, Das Gartenbuch des Pfarrers X. Herzog, Ballwil. (Der „alte Balbeler"). In: Vaterland. 1929 Nr. 35/37 und S.-A. Kronenbergs Lesarten sind nicht immer richtig.

[81] Vgl. z. B. Herzogs offenherziges Porträt von Pfarrer Rudolf Unterfinger in Menznau († 1855).

Landshuter Fakultät anzutreten. In der Verkündigung der katholischen Lehre sah er Sailer- und Hirscherschüler der gleichen strengkirchlichen Auffassung zugetan.

„Die Schüler Sailers sind genetisch, syllogistisch, logisch, philosophisch, während die theologischen Kinder Hirschers sich mehr auf unmittelbar evangelischen Boden setzen, mehr nach Anschauungen und Gefühlen als nach fixen Begriffen und strengen Nebenabteilungen ihren Stoff darlegen." [82]

Dennoch teilte Herzog ein gewisses landläufiges Vorurteil gegen Sailers Mystik. Unter den Luzerner Theologen hatte diese Neigung Sailers auf Pfarrer Joseph Laurenz Schiffmann in Altishofen am stärksten eingewirkt. Er betrieb „Studien über animalischen Magnetismus, über Mystik und Theosophie", [83] die nicht überall Verständnis fanden. Herzog war durch verwandtschaftliche Bande mit Schiffmann verknüpft; [84] sonst scheinen zwischen ihnen keine nähern Beziehungen bestanden zu haben. Sailers wie Schiffmanns Mystik war keine angelesene oder erst spät erworbene Geisteshaltung: beide hegten schon in der Jugend eine tiefe Neigung zu religiöser Verinnerlichung. Als Sailer zu gemütsverwandten Protestanten wie Lavater und Matthias Claudius in Beziehung trat, als er auch die „Wunderkuren" des Vorarlberger Priesters Johann Josef Gaßner nicht rundweg ablehnte, [85] traf ihn von vielen Seiten der Vorwurf eines

---

[82] Ehrentempel I 23.

[83] Lütolf, Alois, Leben und Bekenntnisse des Joseph Laurenz Schiffmann. Ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailers und seiner Schule in der Schweiz. Luzern. 1860. 88.

[84] Herzogs Schwester Anna Maria war verheiratet mit Pfarrer Schiffmanns Bruder Ignaz, Färber in Luzern, später in Altishofen. Ihr Enkel, Kaspar Bossart, der spätere Fürstabt Thomas Bossart von Einsiedeln, besuchte in seiner Jugend oft das Ballwiler Pfarrhaus. Vgl. Segmüller, Fridolin, Abt Thomas Bossart. Einsiedeln 1925. 7. — Ferner: Schnyder, Michael, Ein Besuch beim alten Balbeler. In: Schweiz. Rundschau. XVII (1916/1917) 202—205.

[85] Auch von Niklaus Wolf ist bezeugt, daß er durch die Streitschriften um Gaßner zuerst auf den Gedanken der Heilung durch den Glauben kam. (Ackermann, Joseph, Die Macht des christlichen Glau-

unkirchlichen Mystizismus.[86] Das gleiche beobachtet Herzog mit einigem Mißtrauen bei seinen Schülern:

„Es haftet der Schule von Landshut ein gewisser Mystizismus an, man mag in philosophisch oder theologisch heißen, und Schiffmann war nicht ganz frei davon; aber wer wollte Männern mit solcher Phantasie, solcher Tiefe, eine so ebenmäßige Nüchternheit und eine gerade Linie vorschreiben! Jede Schule und jede Zeit hat ihr Eigentümliches; und unser Kanton hat besonders Ursache, mit Dankbarkeit auf die Leistungen von Gügler und Widmer zurückzublikken." [87]

Sailer- und Hirscherschüler hatten sich das Ziel gesetzt, der deutschen Theologie in der Schweiz zum Durchbruch zu verhelfen. Beide waren deshalb Gegner der Jesuitenberufung. Herzogs Urteil darüber ist außerordentlich bezeichnend; er sagt:

„Am meisten wurden von den Geistlichen die Jesuiten bekriegt, weil die deutsche Theologie von ihnen außer Kurs gesetzt, ja nicht einmal berücksichtiget werde. Das nun würde ich mit meinen einstigen Mitschülern am meisten und aufrichtig bedauern, da die Jesuiten schwerlich etwas Besseres aufs Tapet bringen werden. Eine chinesische Absperrung aber gegen deutsche theologische Wissenschaft ist gar nicht zu befürchten. Wenn die deutsche Theologie auch von den Jesuiten, was aber nicht zu erwarten ist, ignoriert würde und sie in ihrer Scholastik verharren, so haben hiefür Buchhandel, Zeitschriften, erwachtes theologisches Studium schon gesorgt, und es werden die jungen Geistlichen, die teils nach Sailer, teils nach Hirscher und Möhler gebildet sind, ohne Proselitenmacherei durch Umgang und Mitteilung die Finsternisse der mittelalterlichen Theologie durch den milden Schimmer der hellen deutschen Wissenschaft, wenn nicht verdrängen, doch mildern." [88]

Herzog offenbart sich hier als ausgesprochener Hirscherschüler. Der Tübinger und spätere Freiburger Professor und Domdekan hat zeitlebens die Scholastik abgelehnt. Im Unterschied zu Möhler, der seine früheren

---

bens. 28 f.) — Sein eigenes Wirken soll ebenfalls die Zustimmung Sailers gefunden haben. (Ebda. 41).

[86] Funk, Philipp, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik 1925. 86 ff.: Sailer und die Mystik.

[87] Ehrentempel I 37.

[88] Briefe 22.

Ansichten änderte, hielt er sie in seiner Unkenntnis der eigentlichen Hochscholastik für den einseitigen Versuch, das ganze Lehrgebäude der Kirche nur vernunftmäßig aufzubauen. In ihrer Wiedereinführung in die Theologie sah er deshalb die Bedrohung seines ganzen Lebenswerkes: die Versöhnung der Gegenwart mit dem Christentum durch eine religiöse Erfassung und Durchdringung des ganzen Menschen.[89]

Auch die Jesuitengegner unter den Laien ließen sich in ihrem Urteil stark von ausländischen Autoritäten beeinflussen. So bezeugt Segesser, daß er selbst das Lehrtalent der Jesuiten hoch schätzte, daß ihn aber Jarckes Meinung vom niederen Stand ihrer Wissenschaft nicht gleichgültig ließ.[90] Auch Eutych Kopps hartnäckige Ablehnung der Jesuiten fand am österreichischen Staatskanzleirat eine kräftige Stütze. Jarcke schrieb am 14. März 1843 aus Wien:

„So wenig ich glaube, daß die heutigen Jesuiten die von Gott berufenen Werkzeuge zur Restauration der Wissenschaft sind, — und so sehr ich es beklagen würde, wenn denselben irgendwo in Deutschland die Erziehung, zumal die höhere, als Monopol verliehen würde, — so hoch schlage ich anderseits die seelsorgerliche und auf das Volk wirkende, praktische Tätigkeit der Jesuiten an. — ..."[91]

Es ist auffallend, wie sehr mit diesem Urteil des österreichischen Staatsmannes und Gelehrten die Auffassung des einfachen Luzerner Landpfarrers übereinstimmt. Auch bei Herzog hatte das „Für oder Wider" langen Abwägens bedurft. Sein einstiges kindliches Mißbehagen gegenüber dem Schulbetrieb der Freiburger Jesuiten hatte in Tübingen die Bestätigung durch gelehrte Theologen gefunden. Doch wie Jarcke sein eigenes, durch die Auseinandersetzung mit den Jesuiten in Rom geprägtes Ur-

---

[89] Schiel, Hubert Fr., J. B. Hirscher. Eine Lichtgestalt aus dem deutschen Katholizismus des XIX. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 209 f.

[90] Segesser, Ph. A., Fünfundvierzig Jahre. 14.

[91] Lütolf, Alois, Joseph Eutych Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker. Luzern 1868. 188.

teil[92] nicht zum Glaubenssatz erhob und ihre Seelsorgetätigkeit empfahl, so erwog Herzog die befürwortende Meinung seiner Pfarrkinder und hat — wie er von andern sagt — „am Ende dem Wunsche des Volkes allfällige Liebhaberei großmütig aufgeopfert."[93] Auch er ist ja der Ansicht, der Einfluß der Jesuiten auf die jungen Theologen werde allgemein überschätzt. Während also ein großer Teil der Kantonsgeistlichkeit durch ihren einseitigen Gelehrtenstandpunkt eine gefährliche Spaltung heraufbeschwor, hat Herzog durch seine Anlehnung an die Volksmeinung den richtigen Ausgleich gefunden.

Wenn er so in seinem Urteil über die Jesuiten von den Schulmeinungen deutscher Theologen abrückte, so schloß er sich doch in seinen Bestrebungen zur innern Reform der Kirche eng an seine Lehrer an. Durch den Umschwung von 1847 war die kirchliche Selbständigkeit von neuem bedroht. Umso begieriger griff Herzog jede Anregung zu ihrer Befreiung und Erstarkung auf und leitete sie weiter.

Johann Baptist Hirscher, damals Freiburger Professor und Domkapitular, war ihm in allem Wegweiser und Vorbild. Er galt als hartnäckigster Verteidiger der Kirche im badischen Kirchenstreit unter Erzbischof Hermann von Vicari, zugleich aber auch als kühner Erneuerer kirchlicher Zustände. Seine Person war umstritten, seine treukirchliche Gesinnung bis vor den Apostolischen Stuhl verdächtigt durch die unheilvolle Zwischenträgerei Friedrich v. Hurters und seiner unmaßgeblichen Freiburger Gewährsmänner.[94] Die gehässigsten Angriffe jedoch gingen im Jahre 1842 von der „Schweizerischen Kirchenzeitung" aus; sie nannte ihn einen „Feind Roms", „einen hochmütigen Komödianten", der eine

---

[92] Vgl. Fleig, Edgar, Jarckes italienische Reise. Unveröffentlichte Briefe. In: Hochland 37 (1939/40) Heft 4 und 5.

[93] Briefe 12.

[94] Schiel. a. a. O. 72 ff.

„deutschtümelnde Nationalkirche" zu seiner fixen Idee gemacht habe.[95] Auf die Forderung der Schweizer Hirscherschüler ließ sich der Herausgeber der Zeitung zu einer notdürftigen Ehrenrettung herbei.[96] Sofort richteten die Hirscherschüler in Luzern ein Ergebungsschreiben an ihren einstigen Lehrer und veröffentlichten einen Sonderabdruck der in der Freiburger „Zeitschrift für Theologie" (1843 IX 375 ff.) erschienenen Verteidigung Hirschers.[97]

Hirschers Verhältnis zu Rom wurde noch gespannter, als er 1849 seine Beobachtungen über „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" veröffentlichte, die überall den heftigsten Widerspruch hervorriefen.

Er vertrat darin die Ansicht, daß die vom Frankfurter Parlament ausgesprochene vollständige Trennung von Kirche und Staat eher eine Schwächung der Kirche bedeute, die nur durch eine weitgehende Demokratisierung und Laisierung der kirchlichen Verwaltung behoben werden könne. Als geeignetstes Mittel schlug er die regelmäßige Einberufung von Diözesansynoden vor, an denen auch Laien beteiligt sein sollten. Die Synode soll aber nicht nur beratende und kontrollierende Behörde sein, sondern feste Beschlüsse fassen können und in einzelnen Fällen auch richterliche Funktionen ausüben.

Anregungen dieser Art mußten im höchsten Grade Herzogs Interesse erregen. Er machte es sich sofort zur Aufgabe, „Hirschers Schrift in Bezug auf die Schweiz wiederzugeben, dieselbe sozusagen ins Schweizerdeutsch zu übersetzen" und veröffentlichte als anonymer „Schüler Hirschers" seine Abhandlung „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart von Hirscher, besprochen mit Rücksichtnahme auf die kirchlichen Zustände der Schweiz". Da Hirschers Schrift jedoch in der

---

[95] Schweizer. Kirchenzeitung. 1842 Nr. 25 (18. Juni) 396 f., Nr. 35 (27. August) 563 f. und Nr. 38 (17. September) 607 f.

[96] Ebda. 1842 Nr. 39 (24. September) 624 f.

[97] Schleyer, Hirscher und seine Ankläger. Mit einem Vorwort von Schülern Hirschers in Luzern und einer Korrespondenz derselben. Luzern 1843. — Die Unterschriften des Sendschreibens an Hirscher sind nicht abgedruckt.

radikalen Luzerner Presse günstige Aufnahme gefunden hatte, suchte Herzog vorerst Erkundigungen einzuziehen über die Beurteilung Hirschers in maßgeblichen Kreisen. Er schrieb deshalb an Alban Stolz, mit dem er seit Jahren korrespondierte. Stolz, damals Freiburger Professor für Pastoraltheologie und Pädagogik und intimer Freund Hirschers, konnte ihn nur beruhigen. „Die Geschichte wegen Hirscher wird zuletzt nicht so arg sein, als sie vielen vorkommen will", schrieb er am 14. November 1849 zurück. „Ich habe mit Döllinger mich darüber gestritten und dabei gesehen, daß selbst dieser scharfsinnige Mann gerade keine inquisitionsmäßige Artikel darin unwidersprechlich nachzuweisen wußte."

Inzwischen kam Hirschers Schrift auf den Index und Herzog zog es wahrscheinlich vor, seine eigene Besprechung nicht allzu bekannt werden zu lassen.[98] Zwar war er seinem Lehrer gefolgt, „ohne in verba magistri zu schwören", in der klaren Erkenntnis, daß Hirscher in der Aufdeckung von Uebelständen ebenso praktisch sei, als seine Rettungsmittel und Verbesserungsvorschläge oft unpraktisch und verfehlt erscheinen.[99] Aber gerade im vielangefochtenen Verlangen nach Diözesansynoden hatte er Hirscher begeistert unterstützt — wenn er auch bedauernd einräumen mußte, daß der gegenwärtig herrschenden politischen Maxime gegenüber an eine wirksame Synode nicht zu denken sei. Der Zuzug von Laien wäre in der Schweiz zum voraus auszuschalten, da sonst die Synode in kürzester Zeit als totes Glied in den staatlichen Mechanismus eingeschaltet würde. Auch mit einem rein geistlichen Institut sei übrigens vorläufig nicht zu rechnen. Die Bischöfe der Schweiz hätten bis dahin die

---

[98] In der „Neuen Sion" (1850 Nr. 8) hatte Herzog seine anonyme Schrift empfohlen, da sie durch ihre Mäßigung, Offenheit und Frische alles Zutrauen verdiene. Doch in der „Schweiz. Kirchenzeitung" erschien keine Besprechung.

[99] Zustände 61.

Meinung durchblicken lassen, die Angelegenheiten der Diözese mehr im monarchischen Sinne zu führen als im konstitutionellen oder gar demokratischen. Was aber den niedern Klerus betreffe, so sei kaum anzunehmen, daß dieser jetzt schon mündig sei für das Synodalwesen.

„Bei den einen fehlt die Hauptsache", tadelt Herzog, „die Teilnahme an dem Schicksal der Kirche; bekümmern sie sich kaum um ihre Pfarrei, und sind sie zufrieden, wenn niemand mit ihnen besonders unzufrieden ist, wie sollten sie sich um etwas mehreres annehmen! Andere sind reine Empiriker, von Idealität ist da keine Rede, ja alles, was aus dem fünfzigjährigen Geleise herauszugehen droht, macht ihnen Angst und Schrecken; bei den Konservativen herrscht Mißtrauen gegen die Liberalen, und umgekehrt; Versuche zu gemeinschaftlichen gelehrten Bestrebungen scheitern in den ersten Wochen, die Konferenzen werden sehr oft unfleißig besucht und fruchtlos abgehalten; allfällige Kapitelversammlungen lassen an ihrer Dürre und Hitze, der Profusion an Reden in nichtssagenden Dingen und bei der Interesselosigkeit und dem Stillschweigen für wahrhaft Ersprießliches leicht ein Bild einer künftigen Synode prognostizieren." [100]

Es war im Grunde genommen die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Staat, worüber man sich nicht einigen konnte. Sie brachte immer neuen Zündstoff unter die Geistlichen verschiedener politischer Färbung. Hirscher hatte seiner Schrift die Tatsache der Trennung zu Grunde gelegt, ohne sich in eine Diskussion über Vor- und Nachteile der im 19. Jahrhundert vielumstrittenen Koordinationslehre einzulassen.[101] Herzog nahm kühn Stellung dazu. Er hütete sich, der alten Ordnung der Dinge das Wort zu reden. Sah er auch die Restaurationsperiode im verklärenden Schimmer einer völligen Harmonie beider Mächte, so beklagte er doch diese innige Verbindung als das eigentliche Unglück für die Kirche; „denn es war in dem leicht vorauszusehenden Sturme alles aufs Spiel gesetzt. Unterliegt die Regierung, so reißt sie die Kirche mit in ihren Fall hinab, in die Ge-

---

[100] Zustände 43 f.

[101] Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. IV (1937) 190 ff.

fangenschaft."[102] Der Luzerner Landpfarrer hatte leichten Herzens von der alten Ständeordnung Abschied genommen. Er erwartete zuversichtlich, daß der neue Verfassungsstaat der Kirche die gleichen Freiheiten bringen würde wie dem Individuum. Er hatte sich für den Aufstand der irländischen und polnischen Katholiken begeistert. Und, als im eigenen Land der Freiheitstraum zu lauter Illusionen zerplatzte und die neue Verfassung im Gegenteil alle kantonale und konfessionelle Eigenart zu vernichten drohte, rief er im Sonderbundskrieg ungescheut zu den Waffen für den Kampf um die katholische Kirche. Nach der Niederlage wurde die staatliche Bevormundung noch erdrückender. War nun nicht die Zeit gekommen für eine Trennung von Kirche und Staat? — Herzog lehnte sie immer noch ab; nicht weil er, wie Hirscher, die staatliche „Unterstützung" zu schätzen wußte, sondern weil er in der optimistischen Vorstellung befangen war, die Kirche werde auf dem Wege durch das Volk wieder an Ansehen gewinnen. Zwar hatte Hirscher ausdrücklich gewarnt:

„Nur sich nicht auf die Massen verlassen! Diese sind ewig unzuverlässig... Nicht die Massen sind die Nation, der Mittelstand, namentlich die in der Gesellschaft durch Talent, Kenntnisse, Amt oder Vermögen höher Stehenden sind die Nation." Aus diesen Reihen drohe der Kirche der schärfste Angriff, diese gelte es daher zuerst zu gewinnen.[103]

Dieser Warnung hielt Herzog entgegen, daß die Kirchentreue des Schweizervolkes noch unerschüttert sei:

„Auf dem Lande und auch größtenteils in den katholischen Städten wohnt ein sehr fester lebendiger Glaube an die Kirche und ihren reichen Inhalt; der Gottesdienst wird sogar an Werktagen recht fleißig besucht, die Sakramente mit Andacht empfangen, und die Sittlichkeit ist vielleicht eine der reinsten weit und breit. Auch von den sog. Radikalen gilt das, dank einer sehr oft vorkommenden

---

[102] Zustände 17.

[103] Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen 1849. 58 f.

Inkonsequenz, eines alltäglichen Widerspruchs zwischen Denken und Handeln, Kopf und Herz..." [104]

Vergleicht man diese Ausführungen aus dem Jahre 1849 mit jenen spätern im „Katholischen Luzernerbieter" über die zunehmende Unsittlichkeit, über die Sonntagsheiligung, über den Mangel an Geistlichen, so wird es einem klar, daß Herzog erst unter dem Zwang der Verhältnisse zum Schwarzseher geworden ist. Der Väterglaube wurzelte mit solcher Stärke und Selbstverständlichkeit in ihm, daß er zuerst den religiösen Indifferentismus auch dort noch nicht sehen wollte, wo er sich spöttisch selbst ankündigte. In beinahe kindlicher Verblendung suchte er seine Luzerner Landsleute gar zu beschwichtigen:

„Von unserm Radikalismus ist nicht so viel zu befürchten als von dem deutschen; denn unsere Regierungen haben bis anhin in ihren Erlassen sich noch immer als zur Kirche gehörig betrachtet und ausgegeben. Die Verfassung verlangt von ihnen den katholischen Glauben oder setzt ihn als gewiß voraus, sie sind durch die Geschichte des Landes, alte Gesetze und Uebungen an die Kirche gebunden, sie selber persönlich stammen aus dem Volke, und wenn sie auch ex officio ‚recht verflucht radikal' tun und nach der Kirche nichts zu fragen scheinen, so sind sie innen doch besser, als sie äußerlich sich zeigen, und die Praxis ist auch hier nicht immer der verkehrten Theorie entsprechend." [105]

Herzog kannte, als er dieses schrieb (1849), noch nicht im vollen Umfange die recht- und unrechtmäßigen Machtmittel eines Minoritätenregimes, das sich zu behaupten weiß. Nach zehn unruhevollen und hoffnungsleeren Jahren verlangte auch er die Aufhebung des alten Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und als letzten Ausweg — den man schon vielerorts beschritten hatte — den Abschluß eines Konkordats. [106]

Der größte Hemmschuh auf dem Weg zur Verselbständigung der Kirche war der Feind im eigenen Lager:

---

[104] Zustände 14 f.

[105] Ebenda. 19 f.

[106] Luzernerbieter XII (1859) 27.

die liberale Geistlichkeit des Kantons. Herzog sah in ihrer Einstellung fast durchwegs einen Verrat an der eigenen Sache zugunsten äußerer Vorteile.

Mit beißendem Hohn stellte er ihnen die unwürdige Theaterszene einer Pfründenbesetzung vor Augen, wo sich die „stolze, unbändige Levitenschaft so tief vor dem Magistraten, der jetzt fast überall Kollator oder Patronus ist, verdemütigen muß und er ungefähr folgende Huldigung von dem devoten Kandidaten in Empfang zu nehmen hat: man sei denn nicht von jenen, die auf Extremitäten herumritten, man wisse es wohl, man sei zu weit gegangen, hätte dem Geist der Zeit mehr Rechnung tragen, überhaupt mehr Liebe zeigen sollen. Nun gottlob, der Ultramontanismus sei beseitigt, eine gemäßigte Partei, der man eigentlich immer angehört, stehe nun wieder fest. Die Kirche dürfe sich zu so einer Regierung Glück wünschen, und man werde es nie vergessen, aus welchen Händen man das Brot habe ..." [107]

Den Versuch zur Uebereinstimmung kirchentreuer Gesinnung mit den herrschenden staatskirchlichen Grundsätzen bezeichnet Herzog kurzweg als „die politische Quadratur des Zirkels". [108] Er wußte, wie weit sich eine solche Einstellung mit dem Studiengang des Geistlichen entschuldigen ließ; denn er war selbst zu einer Zeit zum Priester herangebildet worden, wo „die Theologie je nach dem politischen Systeme bald ultramontan, bald liberal gelehrt wurde". [109] Seither hatte sich die staatliche Bevormundung noch verschärft.

„Denn jetzt", bemerkt er boshaft, „kann eine Regierung zu ihrer Anstalt nur sagen: ich will fünf Radikale, zwei Halbradikale und einen Ultramontanen, so werden sie ihr ohne weiteres geliefert, wie die Bürsten aus einer Fabrik, wie die ‚Muttergöttesli' aus Einsiedeln." [110]

Aber solche Zustände bewirken nach seiner Meinung keinen Freispruch vom Vorwurf der Charakterlosigkeit und der geistlichen Aemtersucht.

---

[107] Zustände 26 f.

[108] Ehrentempel III 83.

[109] Zustände 36.

[110] Neue Sion. 1852 Nr. 89.

Herzog focht nie im Leeren; er bekämpfte nicht die Systeme sondern ihre Träger. Die Geistlichkeit traf er am empfindlichsten; denn er schonte weder Stand noch Namen. Selbst schuldige Ehrerbietung vergaß er in der Hitze des Gefechts. Als Stadtpfarrer Georg Sigrist — sein einstiger Vorgesetzter in Wolhusen — der lange von der liberalen Regierung begünstigt wurde, sein Amt niederlegte, teilte Herzog dies der „Neuen Sion" in höhnischen Worten mit.[111] Die häufigsten und schärfsten Angriffe jedoch richteten sich gegen das Haupt des freisinnigen Klerus, gegen Josef Burkard Leu, Professor der Theologie in Luzern und Stiftspropst zu St. Leodegar. Dieser hatte mit staatlichem Stipendium, das ihm durch Eduard Pfyffer vermittelt, nach Herzogs Behauptung „aufgedrungen" worden war, an deutschen Universitäten studiert, sechs Semester in Tübingen, zwei weitere unter den protestantischen Theologen Berlins. Die Tübingerjahre (1829—1832) legten seine Geistesrichtung für das ganze Leben fest. Er verließ das Wilhelmstift zu einer Zeit, als man dort dem Primat noch nicht die volle Anerkennung zollte und das katholische Luzernervolk deshalb die Achseln zuckte über einen „Deutschen". Dennoch blieben die mitgebrachten Kollegienhefte Leus Lebensdoktrin. So kam es, daß sowohl er wie seine Gegner in allen Kampfschriften Hirscher und Möhler als höchste und letzte Autoritäten zitierten. Möhler aber hatte sich gewandelt, Hirscher mußte manches widerrufen; Leu dagegen war stehen geblieben. Die Hand, die ihm das Studium erleichtert hatte, übertrug ihm sofort nach seiner Rückkehr aus Berlin eine Professur an der theologischen Lehranstalt in Luzern. Auch nach der Zurücksetzung unter der Vierzigerregierung wirkte er wiederum in führender Stellung als Erziehungsrat, Professor, Stiftspropst und Domkapitular.

---

[111] Ebda. 1852 Nr. 147.

Durch seine Schriften hatte Burkard Leu seinen Gegnern mehrmals Anlaß zur Auseinandersetzung gegeben. Die schärfste Herausforderung war seine „Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands" (1853), worin er gegen die dogmatische Festlegung der unbefleckten Empfängnis Marias auftrat, über „Jesuitismus" referierte und an Hand von Vorkommnissen des badischen Kirchenstreites allgemeine kirchenpolitische Fragen erörterte. Auch Herzog trat auf den Kampfplatz, noch bevor die Indizierung der Schrift ausgesprochen war. Seine Rezension der Leuschen „Warnung" [112] kennzeichnete durchaus seine Stellung zur liberalen Geistlichkeit. Leu hatte seine gesamte Beweisführung alten und neuen Büchern entnommen. Und diese Schulstubenweisheit liberaler Geistlichen, ihre Manier, die Welt durch die Gelehrtenbrille zu betrachten, versetzte den Ballwiler Pfarrer jedesmal in eine Art Bauernzorn, worin er sich gerne ungebildeter zeigte, als er es wirklich war.

„Wir sind viel zu rural, um die vielen Zitate ... zu prüfen", sagt er, „und es wäre wohl möglich, daß Herr Leu recht hätte, wenn Bücher das oberste Urteil in der Welt und für die Welt wären; aber der Buchstabe tötet und der Geist macht lebendig. Ein einziger Blick in die Lage der Kirche, welche, wie in Baden, dem radikalen Staat unterworfen ist, eine einzige Pfarrwahl usf. kann dem, der es sehen will, mehr Licht geben, als große dicke Bücher."

Viele unter dem liberalen Fortschrittsregime aufgewachsene Theologen taten sich auf ihre Bildung etwas zu gute, sahen in ihr geradezu das unterscheidende Merkmal konservativer und liberaler Priester. Professor Eduard Herzog, Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz, Neffe und Schüler Burkard Leus, dessen kirchliche Richtung, nach eigener Aussage, für ihn wegweisend war, erinnerte sich mit Stolz und Freude an das Mahn-

---

[112] Luzernerbieter II (1854) 58 ff. In den Jahrgängen 1853—58 (Heft I—X) seines „Luzernerbieters" besprach Herzog regelmäßig alle Neuerscheinungen des kantonalen Büchermarktes.

wort eines jung verstorbenen Studienfreundes: „Hörst du, wenn wir auch als katholische Priester liberal bleiben wollen, müssen wir mehr wissen als die andern."[113] — Herzog selbst hätte sich durch seine Belesenheit in der theologischen Literatur mit den meisten Kollegen messen können. Wenn Leu Hirscher zitiert, pariert er mit demselben Autor, wenn Leu Montalembert anführt, so schlägt er im gleichen Buch einige Seiten um und tupft mit dem Finger auf einen Passus über die Zustände der Schweiz. Aber er haßte dieses Totschlagen von Büchern mit noch dickern Büchern, hielt den Gegnern die Wirklichkeit vor Augen und verharrte als Schriftsteller in der volkstümlichen Art eines Alban Stolz, für die Leu nur ein spöttisches Lächeln erübrigen konnte.[114]

Während also Herzog bei der liberalen Geistlichkeit als Römling verschrien war, wurden anderseits seine Anregungen vielfach als zu neu und zu gewagt abgelehnt.

Er rückte immer wieder mit der Frage heraus, „ob nicht eine Art geistlicher Akademie ins Leben zu rufen wäre, durch welche mehr wissenschaftliche Tätigkeit unter den Pastoralklerus gebracht und zugleich reguliert werden könnte, um zu gleicher Zeit den Gelehrten von Profession Gelegenheit zu geben, ihr Wissen populär zu machen und an Mann zu bringen durch eine Art Konferenzen und durch Preisaufgaben oder irgend eine —." Enttäuscht bricht Herzog mitten im Satze ab und fügt nur noch resigniert hinzu: „Ich wollte, ich hätte nichts gesagt!"[115]

---

[113] Herzog, Eduard, Stiftspropst Josef Burkard Leu und das Dogma von 1854. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des vatikanischen Konzils. Bern. 1904. 8.

[114] Leu zitiert in seiner „Warnung" (52 f.) den Satz des Jesuiten Weninger, daß die wissenschaftliche Behandlung der Theologie schnurstracks dem katholischen Glauben entgegen sei, und demonstriert auf mehreren Seiten die absurden Folgen einer solchen Behauptung; er sagt u. a.: „Döllinger wird die Geschichte eines so gewaltigen Um- und Aufschwungs schreiben, und wer nichts mehr zu tun hat, kann ... ‚Stolz' darauf sein, nicht nur einen Kalender für die Zeit, sondern auch noch für die Ewigkeit schreiben zu dürfen."

[115] Ehrentempel II 37.

Allzuoft muß er für ähnliche Vorschläge bei den Kollegen taube Ohren, bei den Vorgesetzten sogar energischen Widerstand gefunden haben. Man erwartete im Zeitalter der Synodalbewegung von solchen privaten Zirkeln eher Beunruhigendes als Erfreuliches. Aber was in Pastoralkonferenzen und Kapitelsversammlungen abgelehnt wurde, brachte Herzog in unverbindlicher und anziehender Form abermals vor das Forum der Geistlichen; in seiner Seelsorgeerzählung „Der Idealist" schildert er Organisation und Arbeitsplan einer solchen „Akademie". [116]

Die neue Taktik hatte, wie im folgenden Kapitel gezeigt werden soll, nicht wenig Erfolg. Auch in den Erzählungen verfolgte Herzog das gleiche Ziel: die Stellungnahme zu den Fragen der praktischen Seelsorge und des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Wie seinem großen Lehrer Johann Baptist Hirscher war ihm ja nicht Dogmatik und Kirchengeschichte das Hauptanliegen, sondern „in dem großen Haushalt der katholischen Kirche der innere An- und Ausbau, die Heiligung der Herzen und des Lebens von innen heraus." [117]

---

[116] Idealist 139 ff.: 12. Kapitel „Die Akademie".

[117] Aus einem Brief Hirschers an Friedrich Hurter (24. Sept. 1844) abgedr. in: Schiel, Hubert Fr., Johann Baptist v. Hirscher. 99.

BEIM VERLAG JOSEF VON MATT - STANS

Nachfolger von Hans von Matt

sind zu beziehen

Geschichtsfreund

Band 49, 51—71, pro Band Fr. 7.—
Band 75, 77, 79—97, pro Band Fr. 8.—

Denkschrift

an den

II. Schweizer. Historischen Kongress

in Luzern, 25. bis 27. Juni 1921.
Vornehme Ausstattung auf gutem Papier mit 16 Tafeln.
Ermässigter Preis: Fr. 4.—, (statt früher 8.—)

Aus dem Inhalt:

Weber, Die Schrattenfluh; Scherer, Die Anfänge der Bodenforschung im Kt. Luzern; Haas, Die Goldmünzen des Kantons Luzern; Fischer, Der Bundesbrief von 1491; Guyer, Bürglen und Seedorf; Meyer-Rahn, Ein Luzerner Bürgerhaus aus dem 16. Jahrhundert; Durrer, Das Frauenkloster Engelberg als Pflanzstätte der Mystik, usw.

Festschrift Dr. Robert Durrer

32 Aufsätze aus Geschichte und Kunst, mit einem Porträt, 12 Abbildungen und 39 Tafeln, auf gutem Papier.
Preis: Fr. 24.—

Aus Anlass der Vollendung seines 60. Geburtsjahres (3. März 1927) haben Fachgenossen und Freunde dem ausgezeichneten nidwaldnerischen Staatsarchivar, Herrn Dr. Robert Durrer, die vorliegende Festschrift gewidmet. Der stattliche Band enthält auf 600 Seiten 32 Arbeiten aus dem Gebiete der Archäologie, Geschichte, Rechts- und Kulturgeschichte, Waffenkunde, Heraldik, Kunstgeschichte, von bleibendem Werte. Dem innern Gehalte entspricht die äussere Ausstattung: Abbildungen, Pläne, Genealogien und nicht weniger als 39 Tafeln vervollständigen das gedruckte Wort. Dem Buche ist das wohlgetroffene Porträt des Jubilars vorangestellt. — Durch den Tod Dr. Robert Durrers gewinnt diese Festschrift neuerdings grosses Interesse.

Das Antiquariat JOSEF von MATT, STANS

kauft ganze

Bibliotheken

und einzelne wertvolle Werke aus der schweizerischen Literatur. —
Verlangen Sie meine Kataloge. Ich versende sie kostenlos

Grosses Bücherlager